MITTEILUNGSBLATT DER
VEREINIGUNG VON

FREUNDEN U. FORDERERN

DER JOHANN WOLFGANG
GOETHE - UNIVERSITAT

FRANKFURT AM MAIN E. V.

# FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

3. Jahrgang - Heft 2 Preis 10 Pfg.

Februar 1953

Verlagsort Frankfurt a. M.

# Die geplante Gemeinschaft

Eine Gruppe Frankfurter Studenten ist, eingeladen von den nordamerikanischen Universitäten, im Wintersemester nach USA gefahren. Sie sollten studieren, wie die Selbstverwaltung bei den transatlantischen Kommilitonen gehandhabt wird. Von ihnen haben wir muntere Briefe über die Gemeinschaft erhalten, die sich in Universität und College entwickelt, und man wird uns glauben, daß wir enttäuscht waren, als wir feststellen mußten, wie wenig sich von dort ein Vorbild für unsere problematische deutsche Akademikergemeinschaft besorgen läßt.

Denn bei der amerikanischen Universität gehören Oberschule und Hochschule zusammen, oder sie werden zumindest zusammen betrieben. Das aber verändert den Ton (und das Problem) in einer Weise, die wir nicht nachahmen können. Er scheint, daß die noch echt kindlichen Gemüter den Ton bestimmen und die Älteren in ihrem Atem halten, so daß das Bedächtigere, Problematischere oder die Betonung des Lebensernstes im Hintergrund bleibt. Man könnte auch feststellen, daß aus einer Jugendlichenrepublik eine relativ viel kleinere Aristokratie der eigentlichen Studenten hervorwächst, der gewisse Aufgaben der Führung von selbst zufallen, ohne daß sie imstande wären, fun und sport aus dem Zentrum des jugendlichen Lebens zu verdrängen. Den Werkstudenten gibts dort kaum in unserer Art; und schließlich klang aus einigen Schreiben in verlegener Art angedeutet heraus, daß das Clubwesen dem unserer korporierten Verbindungen nicht gar so unähnlich sei ... und dazu fährt nun einer nach Amerika, um am Ende unsere altmodische Vereinsformen wiederzufinden!

Der Einwand liegt nahe: daß jene ultramarinen Clubs kaum einen anderen Zweck haben als die ständige Erheiterung des jugendlichen Daseins; eigentlich seien sie also eher Vereinen wie der sagenhaften "Schlaraffia" oder den winterlichen Karnevalsgesellschaften zu vergleichen. Unsere korporierten Verbindungen dagegen betrieben ihr Dasein in tiefem Ernst, hauptsächlich als eine Erziehungsaufgabe, zur Wahrung von Tradition, lebenslanger Freundschaft und, mit Kneipe, Mütze, Band und bundesgerichtlich für straffrei erklärter Bestimmungsmensur, auch als Abgrenzung gegen eine misera plebs außerhalb der Universitäten. (Das ist heute schon darum nicht mehr richtig, weil die größere Zahl der Verbindungen nicht auf den Universitäten selbst zu finden ist, sondern auf anderen Hochschulen, noch mehr aber auf den Technika, und so längst aufgehört hat, etwas für den akademischen Dünkel Charakteristisches zu sein.)

Es war also nichts mit dem ausländischen Vorbild. Die Gemeinschaftsräume sind da, und wir suchen weiter nach der Gemeinschaft, die ihrer würdig wäre. Zwar hat sich eine neue gebildet, die keine frühere Generation in solcher Normalität gekannt hat: die Studentenehe. Ihr baut man keine Häuser. Sie ist ein typisches Stück nicht anerkannter Jugend, legalisiert zwar und auch als unvermeidbar begriffen; und doch steht sie zu sehr im Widerspruch zu der ererbten Weisheit, daß man nicht heiratet, bevor nicht das Einkommen zur standesgemäßen Unterhaltung einer Gattin gesichert ist. Das ist kein Vorurteil, sondern eine Wirtschaftsordnung, und wer ihr zuwiderhandelt, gründet vielleicht eine neue Gemeinschaft, aber eine sehr private, eine typische vielleicht, aber keine, der man Häuser baut.

Von den Vereinigungen wird man kaum einer zugestehen dürfen, daß sie das eigentliche Leben der Universität bestimmt oder auch nur mitlebt — den Korporationen so wenig wie den anderen geselligen oder den politischen. Die Arbeit der Dozenten und Forscher wird seit Generationen ständig umfangreicher und anstrengender. Mehr Fächer sind entstanden, deren Verbindung zu bestimmten Gruppen der wirtschaftlichen, technischen oder politischen Praxis wichtiger ist als die zur Universität selbst, die nur noch Platz, Rahmen und das Privileg der Titelverleihung hergibt. Im Maß des Anwachsens der Aufgaben und dem der Abnahme eines sinnvollen inneren Zusammenhangs ist die Gesamtuniversität ein Platz bestimmter Leistungen geworden. Ihr Gemeinschaftsleben wäre also, konsequenterweise, eine

"Freizeitgestaltung". Wieder einmal zeigt sich daran, wie altmodisch Universitäten sind. Die neuesten sozialen Einrichtungen haben sie seit Jahrhunderten — neue Kontinente und die Industrie gucken sie sich bei ihr ab — aber sie denken nicht daran, sie entsprechend "einzubauen".

Ziehen wir aber den Vergleich nur einen Augenblick fort, dann ergibt sich der Widersinn. Wer sich von der geistigen Arbeit erholen will, kann das heute überall leicht, dank einer Kulturindustrie, die auch verwöhnte Ansprüche befriedigt. Zum andern brauchts keine betriebseigene Gemeinschaftspflege, wo keine Reibungen abgeschliffen werden müssen. Das Paradox einer akademischen Gemeinschaft liegt heute gerade darin, daß sie künstlich zusammengeführt werden müßte, da zu wenig Reibung sie voneinander erfahren läßt, und daß ihr Gemeinsames gerade darin liegen sollte, sich der Konkurrenz jener Kulturindustrie zu erwehren, die den Markt so viel effektvoller bedient und die Hochachtung, die von alters der Wissenschaft gezollt wurde, auf diese Weise rasch für sich selbst übernimmt.

Warum nun diese Gemeinschaft zusammenkommen soll, ist damit noch nicht gesagt. Für die meisten, die heute eine Universität beziehen, ist das Studium vorweg nur ein Stadium bloßen Durchgangs auf dem Wege zum Beruf. Es bietet gegenüber der Schule oder der Lehre die besseren Chancen zum Anknüpfen von Verbindungen, die auf eine längere Dauer sich als nützlich erweisen könnten. Wenn die Universität da Bemühungen anderer Art unternimmt, so wirkt es zunächst wie die Errichtung neuer Standesschranken, wie ein Dünkel ohne Sinn und nicht einmal mit Farben. Wollte man aber in das neue Frankfurter Studentenhaus zunächst Singkreise irgendwelcher Zusammensetzung oder beliebige Debattierklubs zu Nestabenden einladen, damit "Gemeinschaft" überhaupt in Gang kommt und "die Jugend" sich findet, dann würde es äußerst schwierig, den besonderen Sinn dieses Hauses noch zu bestimmen. Eine mißverstandene Gemeinschaft zerstörte dann das Bewußtsein von dem, was die Akademiker an Gemeinsamen entdecken könnten, und woraus sie mehr machen sollten.

Die Gefahr nämlich, daß eigene Formen der akademischen Gemeinschaft heute noch besondere Beachtung oder besonderen Neid erregen sollten, ist sehr gering, solange sie nicht provokatorisch wirken. Akademiker sind zur Zeit keine ökonomisch oder politisch privilegierte Kaste. Sie leiden, ohne es zu wissen, an einer schrecklichen Selbstmißachtung, sofern sie nicht Studienrichtungen angehören, die eine totsicher erfolgversprechende Kombination aus zuverlässiger Technik und wirtschaftlicher Konjunktur darstellen. Bildung, Humanität und nicht als verwertbar ausgewiesenes Wissen werden wie lästige ältere Krankheiten fortgeschleppt; man macht wenig Wesens aus ihnen und glaubt schon gar nicht, daß sie anderen Leuten sehr imponieren könnten: denn was kann man schon damit verdienen?

Das sollten wir nicht unterschätzen. Die Universität verlangt solche Art des Wissens auch weiterhin, gleichgültig ob sie es unter dem Namen des studium generale neu drapiert oder ob die Grundlegung der einzelnen Disziplinen nicht vernachlässigt wird. Solange der Student sich also diese Art des Denkens gefallen lassen muß, gehört er keiner anderen Bevölkerungsgruppe richtig an — weder unter dem Aspekt der Leistung, als "Arbeiter" oder "Bürger" noch auf irgendwelcher anderen Karriere an der ersten Sprosse. Er ist mit eingeschlossen in der Festung des bedrohten Geistes. Es bleibt ihm unbenommen, daß er so schnell wie möglich entrinnt, dorthin wo er meint, daß mehr Freiheit sei. Genügend viele werden übrig bleiben, die das Geheimnis zu ergründen reizt, das ein Dasein an der Hochschule darstellt.

Darüber läßt sich diskutieren; es lassen sich auch andere Formen des Experiments verwirklichen, in denen die eigentümliche "Seinsweise" des Akademikers ausprobiert wird: im Theater meinte schon Wilhelm Meister es am besten zu erfahren; die Wissenschaft auf den Film projiziert sollte doch etwas von seiner Ruchlosigkeit entlarven lassen; politische Diskussion klingt anders, wenn sie mit so viel Theorie



aufgeladen wird, wie nur das Studium sie herbeischaffen kann; und auf die studierten Wissenschaften selbst fallen neue Reflxe, wenn außerhalb der Seminare über sie diskutiert wird.

Für solche Zusammenkünfte wird im neuen Studentenhaus Platz sein. Sie werden veranstaltet werden müssen. Kindisch wäre es, der Phrase zu glauben, und anzunehmen, die akademische Gemeinschaft sei etwas Organisches und werde infolgedessen von selber wachsen. Im Gegenteil, sie ist etwas Künstliches — sie ist Entschlußsache. Je mehr sich entschließen, in diesem Haus etwas gemeinsam mit anderen zu machen, zu bereden, zu organisieren — desto weniger ist es dann mehr nötig, das arme, mißbrauchte Wort von der Gemeinschaft auf etwas anzuwenden, das so gut wie nie da ist, wo von ihr gesprochen wird.

L. Berg

# Wissenschaft verleumdet nicht

Was an der Veröffentlichung von Ergebnissen der jüngsten Meinungsumfrage der amerikanischen Hochkommission zur Feststellung der tatsächlichen Verbreitung profaschistischer Tendenzen unter der deutschen Bevölkerung nur politisch unbequem, was wirklich wissenschaftlich korrekt ermittelte Tatsache und was Verzerrung solcher Tatsachen durch eine auf Effekt bedachte Presse war -, diese Unterscheidungen sind im Wirrwarr der hastigen Erklärungen, Kommentare, Dementis und Rückfragen, den sie bei den verschiedenen Bonner Instanzen und in der deutschen Öffentlichkeit aufrührte, ganz und gar verlorengegangen. In der Nervosität verwischte sich, was für die Klärung des wirklichen Sachverhalts und ebenso der politischen Situation am wichtigsten war: der Widerspruch zwischen der Einzelergebnisse isolierenden Alarmnachricht der New York Times und dem Bild, das der vollständige Bericht der Reactions Analysis Branch der Hochkommission, eine höchst sorgfältige und vorsichtig abwägende Darstellung der Umfrageergebnisse, bei genauer Lektüre vermittelt.

Dieses Bild ist nicht erfreulich, und der Anteil profaschistischer Äußerungen verdient selbst dann die größte Aufmerksamkeit, wenn seine Zu- oder Abnahme sich innerhalb der statistischen Fehlergrenzen hält und die Äußerungen selber nicht allzu prononcierten Inhalts waren. Aber von einer Verschiebung zuungunsten der nichtfaschistischen Meinungen, um die die New York Times Tumult machte, kann nicht die Rede sein: tatsächlich hat sich der Prozentsatz der ablehnenden Äußerungen über die Ideen des Nationalsozialismus gegenüber der letzten Umfrage stärker erhöht als der der zustimmenden, beides ging auf Kosten der unentschiedenen, und außerdem hat auch der Anteil der zustimmenden, für sich genommen, bei früheren Umfragen gelegentlich höher gelegen als bei der letzten.

Eine nüchterne und kontrollierte Feststellung von Tat-

sachen, wie immer diese beschaffen sein mögen, ist nicht dasselbe wie eine laute und simplistische Pressemeldung der Unterschied ist ebenso groß wie der zwischen der medizinischen Beobachtung und Diagnose eines Infektionsverlaufs und dem Klatsch, jener Mensch habe die Tuberkulose, man müsse sich vor ihm in acht nehmen. Deshalb befand man sich auch bei uns im Irrtum, als man sich nach dem fragwürdigen Artikel der New York Times nicht folgerichtig an dessen Urheber hielt, sondern sogleich die Meinungsforschung verdächtigte, auf die er sich mit wenig Recht berufen hatte. Ohne noch an die Verzerrungen durch die Presse zu denken, hielt man die Methoden, mit denen die Meinungsumfrage gearbeitet hatte, unmittelbar an das, was später angerichtet ward, und nahm das ganze für ein abgekartetes Spiel. Man fühlte sich hereingelegt durch die ausgeklügelte Formulierung und Anordnung der Fragen und durch den Rückschluß von der Zusammensetzung einer Auswahl von 1200 Personen auf die Gesamtbevölkerung. Aber beides hat seinen guten wissenschaftlichen Sinn: Ohne unverfänglich scheinende Fragen wäre niemals etwas über die Anfälligkeiten zu erfahren, die in einem Menschen, ihm selber vielleicht nicht bewußt, vorhanden sein könnten. Und ohne Rückschlüsse von einer Auswahl auf die Gesamtbevölkerung wäre es schlechterdings unmöglich, sich über ihre Meinung zu orientieren. So gut wie man die Blutzusammensetzung mit großer Genauigkeit aus einem winzigen Tropfen bestimmen kann, läßt das Bild einer solchen Auswahl gewisse, freilich nach den dazu entwickelten Methoden sorgfältig abzuwägende Schlüsse auf die Gesamtbevölkerung zu.

Wenn es aber entstellende Pressemeldungen waren, die die Atmosphäre vergifteten, dann war die Schwenkung gegen Meinungsforschung an sich, die während der letzten Wochen verübt wurde, einfach dumm. Dem Mißtrauen konnte man mit den richtigen Argumenten und Ergebnissen dieser falsch zitierten Wissenschaft den Boden entziehen. Eine andere Abwehrtaktik begünstigt beides, die lichtscheuen Mächte im Inneren und das Mißtrauen von außen; daß beide sich bestärkt fühlten, war unschwer zu beobachten. Zur Erhaltung einer wirklich demokratischen Verfassung und des Vertrauens anderer Länder würde gehören, daß wir uns in aller Offenheit und Genauigkeit von dem Rechenschaft geben, wie es bei uns aussieht. Böse Gerüchte, die stets schon mit der Unwissenheit verschwistert waren, kann es nur solange geben, wie man die Sache im Dunklen René Ernst

# Staatsbürger in Uniform

Von Adelbert Weinstein

Im Jahre 1931 schrieb Karl Jaspers in der "Geistigen Situation der Zeit": "Auch bei Gelingen eines langen Friedens ist auf die Dauer verloren, wer die innere Bereitschaft zum physischen Kampf aufgehoben hat. Die Möglichkeit des Krieges wird jedenfalls nicht durch den Verzicht der überwältigenden Mehrheit auf Wehrhaftigkeit ausgeschaltet. Wenn auch das militärische Pathos auf den Krieg hin unwahrhaftig geworden ist, so ist jetzt die geistige Situation, in dem bitteren Ernst des Unausweichlichen diejenige Gestalt wehrhaften Sinnes zu finden und zu verwirklichen, ohne welches alles andere verloren ist." Wir zitieren diese Worte nicht, um einen der klarsten Denker unserer Epoche als Kronzeugen für die Notwendigkeit einer deutschen Wiederbewaffnung heranzuholen. Es gibt nur noch wenige, die heute gegen deutsche Divisionen sind, die die europäische Verteidigung verstärken sollen. Gerade aber weil sich der größere Teil unseres Volkes mit dieser bitteren Tatsache abgefunden hat, gewinnen die Ausführungen von Jaspers Bedeutung. Sie scheinen uns das visionäre Programm für den Neuaufbau deutscher Verbände zu sein.

Wir brauchen die Gründe nicht anzuführen, warum mit Leidenschaft gegen eine Restauration der Wehrmacht eingetreten werden muß. Die deutsche Wiederbewaffnung ist erst in zweiter Linie eine technische Frage, sie ist immer zuerst ein politisches Problem. Deshalb kann nicht an 1945 angeknüpft werden, sondern am Beginn der neuen deutschen Streitkräfte muß eine militärische Vision stehen. Diese Forderung scheint ungeheuerlich, weil wir diese Idee nicht haben und jeder verantwortungsbewußte Politiker deshalb vor neuen deutschen Divisionen nicht nur zu warnen verpflichtet wäre, sondern sie mit aller Energie ablehnen müßte. Die weltpolitische Lage läßt uns aber diese echte Konsequenz nicht zu. Die gemeinsame Gefahr, die der freiheitlichen Welt droht, verlangt auch von uns, daß wir uns an der Politik der Stärke beteiligen. Die Spontaneität, die jedem Akt der Notwehr zu Grunde liegt, muß vorerst als Ersatz für eine zündende militärische Idee genommen werden.

Die Gedanken, die die Männer entwickeln, die im Amte Blank mit dem Neuaufbau deutscher Truppen betraut sind, müssen deshalb so ausgelegt werden, daß sie zu allererst dem Anti-Komplex entstammen. Und zwar in zweifacher Hinsicht: Es gilt, eine Truppe gegen den Bolschewismus aufzustellen, damit die antistalinistische Front gestärkt wird und es sind Divisionen zu formen, die nicht aus dem Geist einer nationalsozialistischen Wehrmacht erwachsen. Der Sicherheitsbeauftragte hat es einmal so formuliert: "Die jungen Deutschen, die durch ihren Militärdienst eine staatsbürgerliche Funktion ausüben, sind auch wie freie Bürger eines freien demokratischen Staates zu behandeln." Die Demokratie, so meint er, könne nur durch Demokraten verteidigt werden. So simpel sie klingt, so richtig ist diese Formulierung, die vor allem den Vorteil hat, in allgemein verständlicher Weise ein politisches Programm für die neue Armee zu geben, ein Programm, das sich in seinen Grundgedanken mit der Idee von Jaspers deckt. Es soll also die Form des wahrhaften Sinnes gefunden und verwirklicht werden, ohne welche alles andere verloren ist.

Wenn wir von Demokratie sprechen, die wir zu verteidigen haben, müssen wir den Begriff der Demokratie definieren. Clausewitz hat einmal gesagt: "Erst wenn man sich über Namen und Begriffe verständigt hat, darf man hoffen in der Betrachtung der Dinge mit Klarheit und Leichtigkeit vorzuschreiten, darf man gewiß sein, sich mit dem Leser immer auf demselben Standpunkt zu befinden." Demokratie ist nicht oberflächlich zu betrachten als ein degenerierter Parlamentarismus oder als ein System, das den brutalen Machtkampf einiger sich von ihren Wählern entfernender Parteien fördert. Demokratie ist als der geistige Ausdruck unserer Zeit zu werten, der das Höchstmaß an Freiheit gewähren kann, das uns die Technik und Vermassung noch lassen. Die demokratische Armee, die geschaffen werden soll, ist dann auch nicht eine militärische Organisation, in der

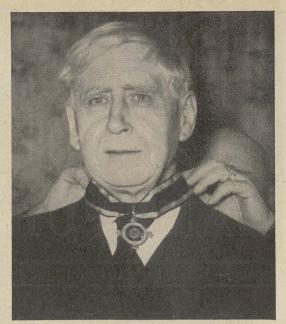
über alle möglichen Fragen bestimmt wird, in der die "volonté générale" — der Wille der Allgemeinheit — vor jede Vernunft und alle technischen Notwendigkeiten gestellt wird. Die demokratische Armee soll eine ebenso disziplinierte Armee werden wie die preußische, nur unserem Zeitgeist angepaßt. Allein auch diejenigen, die im Preußentum das Formale des Soldatischen sehen, haben die Legende von der demokratischen Armee als einer Institution totaler Lässigkeit, falsch verstandener Libertinage und Kaugummi verkonsumierender Uniformträger erfunden.

Dabei muß selbstverständlich auch in der demokratischen Armee die Synthese zu dem wahren Preußentum gefunden werden. Da, wo Tradition aus der gesinnungsmäßigen Grundlage der echten Bildung gewachsen ist, wird sie auch übernommen werden. Die Armee, die die Demokratie verteidigt, kann genau so wenig ein bloßer Zweckverband sein, wie das Heer, das sich für die Monarchie einsetzte, ohne daß sie dabei zum Selbstzweck werden dürfte. Aber mit einer Société anonyme läßt sich die Freiheit nicht verteidigen. Die Gegner der demokratischen Armee wenden sich besonders dagegen, daß man den Gedanken des Staatsbürgers in Uniform entwickelt hat, dem die Uniform Arbeitskleid werden soll. Sie sehen darin die Vorbeugung von Idealisten, die sich einem hemmungslosen Freiheitsideal ausgeliefert haben. Dagegen sollte in einer Gesellschaft, die von der Technik in einem unvorstellbaren Maß ins Kollektiv gepreßt ist, dieser Ausbruch aus einem, für das Militärische starr vorgeschriebenen Lebensrythmus, eigentlich Befriedigung auslösen. Zweifellos wird die Forderung nach dem Abbau des mythischen Ansehens der Uniform, das besonders uns Deutschen nachgesagt wird, bei manchen ehemaligen Berufssoldaten wenig Verständnis finden.

Die vom kommenden Wehrdienst betroffene Jugend empfindet jedoch anders und ganz sicher auch der größte Teil der Millionen ehemaliger Soldaten des letzten Krieges. In den Weiten Rußlands hatte die Uniform auf jeden Fall andere Funktionen als die eines mythischen Gewandes. Dort war das Soldatentum überhaupt nur noch in dem Sinn möglich, der allein von einem kommenden Soldatentum als der Maßstab eines inneren Gefüges erkannt werden könnte, der einer zwar unausweichlichen aber bitteren Notwendigkeit.

Niemand wird leugnen, daß auch das frühere deutsche Heer ohne Anpassung an die zeitlichen Erfordernissen gewesen wäre. Von der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht an, als "die Rückenfreiheit" für die Soldaten Wirklichkeit wurde, bis zur bedingungslosen Kapitulation, sind in Deutschland von militärischer Generation zu Generation Lockerungen vorgenommen worden, die sich durchaus den veränderten Zeiten anpaßten. Dennoch hat es den Staatsbürger in Uniform nicht gegeben, weil das Soldatentum immer nur vom Militärischen und nicht vom Politischen her gesehen wurde. Alle Lockerungen, die man bei den kommenden deutschen Verbänden vornehmen will, sind nämlich nicht technischer sondern geistiger Art. Diese Armee wird auch preußisch sein, wenn man preußisch nicht mit der Vorstellung des Kasernenhofs, des Drills und des Kommisgeistes verbindet. Preußentum war immer ein innerer Ausdruck, der ganze Generationen von Offizieren und Soldaten geprägt hat. Preußen war niemals nur ein geographischer, stets mehr als ein politischer, es war eben ein geistiger Begriff. Aus der steten Spannung zwischen Gesetz und Freiheit, die die preußische Staatsmaschine bewegte, ist ein Pflichtbegriff als Ethos entstanden, der in Preußen den Soldatenstand zu einem wirklichen Berufsstand prägte. Diesen Pflichtbegriff, der sich in einer planmäßigen rationalen Arbeitsdisziplin des militärischen Führerkorps ausdrückte, wird man übernehmen.

In der neuen Armee wird auch kein Offizier in der Vorstellung eines etwaigen Anspruches auf ein Führertum, als Oberschicht des Volkes leben dürfen. Gedanken, die bei einem Teil der Generalität in der Reichswehrzeit und der



Den Orden Pour le mérite der Friedensklasse erhielt als Anerkennung für seine wissenschaftlichen Verdienste der Frankfurter Professor für Altphilologie Dr. Karl Reinhardt. Der DISKUS erwartet einen Beitrag über Professor Reinhardt von seinem Freund und Kollegen Kurt Riezler, New York, der aber bei Redaktionsschluß noch nicht vorlag.

nationalsozialistischen Wehrmacht sehr lebendig waren Heute wird man aber von dem neuen deutschen Offizier und Soldaten, wenn er überhaupt den Anspruch auf eine Funktion in unserer Epoche haben will, fordern müssen, daß er politisch gebildet ist. In der Armee soll ein Geist herrschen, den der französische Sozialist Vaillant 1927 umschrieb, als er sagte:

"Wir wollen zugleich die bürgerliche und militärische Nation, wir wollen Bürger, die zugleich ihre militärische und ihre bürgerliche Pflicht tun, wir wollen eine Armee des allgemeinen Wahlrechts, des Stimmzettels wie des Gewehrs, die fähig ist, ihr Land und die Freiheit mit allen Kräften einer Organisation zu verteidigen, was kein Land jemals vorher gekannt hat."

(Vgl. auch die Leserzuschriften auf Seite 6. Die Redaktion)

### Klarheit zum T. H.W.

"Bestehende Unklarheiten" zu beseitigen, hatte der Ortsverband Frankfurt des Technischen Hilfswerks alle an der Universität bestehenden studentischen Vereinigungen einschließlich des AStA eingeladen. Die Diskussion klärte vornehmlich die folgen den Fragen:

 Warum sind nur Waffenstudenten im T. H. W.? Der Vater eines Studenten — er war früher bereits aktiv in der Technischen Nothilfe — ist in der Haupstelle des T. H. W. in Koblenz beschäftigt. Um auch Studenten zu bekommen (die Werbung bei dem Verein Deutscher Ingenieure, bei den ["korporativ zu erfassenden"] Handwerkskammern, den Industrie- und Handelskammern, dem Allgemeinen Deutschen Automobilclub usw. brachte nicht das sogenannte Soll von 160 000 Freiwilligen zu-sammen) organisierte der Sohn einen "Kreis interessierter Studenten aus gewissen Verbindungen". In Frankfurt gehören etwa 50 korporierte Studenten dazu. Sie wurden "durch private Ansprache von Mann zu Mann" geworben.
2) Kann man verhindern, daß das T. H. W. sich undemokratisch

Sichtungsbogen" zwei Bürgen nennen, denn "wenn einer hinte dem Rücken der anderen bei der Instandsetzung eines durch kommunistischen Streik oder Sabotage stillgelegten Elektrizitätswerkes den Hebel wieder herunterreißt, ist der ganze Einsatz sinnlos.

3) Wer setzt das T. H. W. ein? Regierung, Landräte oder Oberbürgermeister können seine

Hilfe anfordern, wenn alle anderen Mittel versagen. Die Mitglieder selbst können über den Einsatz natürlich nicht ent-

Ansonsten: "Wenn der DGB funktioniert, ist das T. H. W. überflüssig". Von den Anwesenden war lediglich der Leiter des T. H. W. Ortsverband Frankfurt der Meinung, daß der DGB "gar nicht daran denkt" zu funktionieren und nicht in der Lage st, die in der Streikordnung garantierte Versorgung der Bevöl

4) Wer kontrolliert das T. H. W.?

Seit einer Gründungsverordnung des Bundesinnenministers entwickelt es sich nach vorläufigen Richtlinien. Eine Satzung wurde den studentischen Vertretern nicht vorgelegt. Bis zu einer gesetzlichen Regelung sei jedenfalls "die allgemeine parlamentarische Kontrolle" und der "Weg zum Bundesverfassungsgericht" gegeben; diese Gewißheit müsse auch skeptischen Studenten

5) Sollen wir mitmachen?

Der AStA hat inzwischen beschlossen, nicht zur Zusammenarbeit mit dem T. H. W. aufzurufen, solange nicht eindeutig und unabänderlich durch Gesetze festgelegt ist, wann, von wem un wozu das T. H. W. eingesetzt wird. "Vorläufige Richtlinien" bieten keine Sicherheit. Der AStA wird sich über die weitere Entwicklung des T. H. W. informieren. Udo Kollatz

Sie erhalten den DISKUS in Frankfurt am Main auch bei Luise Pollinger, Papier- und Bürobedarf,

Bockenheimer Warte Buchhandlung Peter Naacher, Bockenheimer Warte Universitätsbuchhandlung Blazek und Bergmann,

im Hauptbahnhof

Goethestraße Buchhandlung Amelang, Roßmarkt 10 Bahnhofsbuchhandlung Kaiser, gegenüber Gleis 1

und abends an der Hauptwache

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Herausgeber: Bernard Claudé, Hans Gierschick, Wilhelm Hick, Robert Stern. Für die Redaktion verantwortlich: Politik, Wirtschaft und Ausland, Karl-Heinz Liebe; Ost-West-Fragen und Sport, E. W. H. Lamprecht; Unizwersitäten und Presse, i. V. Udo Kollatz; Literatur und Kunst, Hans Wilhelm Nicklas; Wissenschaften, Alexander Böhm.
Geschäftsführung: Peter Götz, Anzeigenverwaltung: Heinrich Götz, Frankfurt a. M., Rheinstraße 7, Tel. 772 09.
Konten der Zeitung: Rhein-Main Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an "DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung", Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 17, Tel. 700 91, App. 213. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.
Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt a. M., Eckenheimer Landstr. 60b, Tel. 5 11 78.

Abonnements zum Preise von DM 1,— für Wintersemester 1952-3 und Sommersemester 1953 schriftlich bestellen unter Einsendung des Geldes an die Geschäftsführung: Rheinstraße 7.

#### Fin Buch auf acht Dozenten

Nein, es handelt sich nicht um einen Bericht über die Universitätsbibliothek oder über Seminare.

Der Referent für gesamtdeutsche Fragen bei dem allgemeinen Studentenausschuß der Universität Frankfurt am Main hat ein Rundschreiben an etwa 200 Dozenten unserer Universität gesandt, in dem er zu einer Bücherspende für Studenten in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands aufforderte.

Es sollten keine Bücher sein, deren antisowjetischer Inhalt den Leser in der Zone gefährden könnte; vielmehr irgendwelche Fachbücher oder Werke der schönen Literatur. Gute Bücher sind drüben nur schwer zu erhalten, neuere Werke schon gar nicht - soweit es sich nicht um wertloses Propagandamaterial handelt - und es verfügen auch nicht viele über eine altüberlieferte gute Bibliothek, in der sich wenigstens die Werke der klassischen Literatur befänden. In der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands ist die Not an guten Büchern nicht kleiner als die Not an Lebensmitteln und Kleidungsstücken.

Von 200 um eine Bücherspende gebetenen Dozenten der Universität Frankfurt schickten bisher fünf Professoren Bücher oder Geld. 25 Bücher sind das Resultat dieser Sammlung. Mancherorts war das Ergebnis besser, im ganzen gesehen kann man aber sagen, daß die Gebefreudigkeit aller Bevölkerungsschichten in der Bundesrepublik nicht überwältigend ist, gleichgültig ob es sich nun dabei um die Ölbaumspende für Israel handelt oder um Bücherspenden für Studenten in der Sowjetzone.

Zu entschuldigen ist das nicht. Wir sind nicht selber zu arm, um nicht noch Ärmeren etwas abgeben zu können. Das viele Sammeln im Tausendjährigen Reich? Anderes aus dieser Zeit haben wir viel zu schnell vergessen. Mit unseren Spenden könnte Mißbrauch getrieben werden? Ein typisches Scheinargument von Gewissensfaulenzern. Wir helfen unseren eigenen Angehörigen und Freunden in der Sowjetzone? Anerkennenswert, aber es genügt nicht.

Nach dem Kriege, als es uns noch schlecht ging, trafen außer den zahllosen "persönlichen" Liebesgabensendungen Lebensmittel-, Kleider- und Bücherspenden von Amerikanern, Schweizern, Schweden und anderen Menschen waggonweise in Deutschland ein. Wir sollten uns noch alle gut an diese Hilfsaktionen erinnern, die von Menschen ausgingen, die viel weniger Grund hatten, uns zu helfen, als wir heute Grund haben, unseren deutschen Studenten in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands zu helfen. Noch ist es nicht zu spät. Weder für die Bücherspende an unsere Kommilitonen in der Sowjetzone noch für andere notwendige Erweise unserer Hilfsbereitschaft.

Nicht nur der Spender, auch die Sammler bedürfen der Ermahnung. Welche Idee, durch hektographierte Drucksachen, von denen Dutzende täglich in Professorenhaushaltungen anbranden und die oft genug ungelesen in den Ofen wandern, eine gute Sache bekanntzumachen! Man hätte an die Dekane herantreten können, mit der Bitte, in Fakultätssitzungen darauf aufmerksam zu machen, und vieles andere mehr.

Es ist noch nicht zu spät.

Alexander Böhm

#### Heiterer Kommunismus

Es ist ein lustiger Film oder, wie heute in Mode gekommen ist zu sagen: ein heiterer Film. Die Metapher erscheint uns verdächtig - heiter konnte ursprünglich nur der Himmel, dann vielleicht das Wetter sein — denn zu hartnäckig drängt sich die Assoziation auf: das kann ja heiter werden! Und unser Verdacht verstärkt sich, wenn wir lesen, daß es sich dabei um einen "Angriff auf das Zwerchfell Europas" handeln soll. Wie kann eine Welt heiter sein, in der das Lachen mit einem Angriff auf Europa zusammengebracht wird? Man denkt: "durchlöchert", "Blut".

Den Film "Don Camillo und Peppone" hat der französische Regisseur Duvivier nach einem Buch von Giovannino Guareschi gedreht. Don Camillo, der rauflustige Pfarrer,

DISKUS

jetzt im Studentenhaus

Zimmer 25 und 26 · Telefon 213 und Peppone, der stalinbärtige kommunistische Bürgermeister, tragen den Widerstreit ihrer Ideen als Privatfehde aus und der eine ist jeweils das Objekt eines Schelmenstreiches des anderen. Der Zuschauer amüsiert sich, vom sicheren Kinosessel aus, recht gut dabei. Er scheint ja der lachende Dritte bei der Auseinandersetzung der Mächte, die sich zum Geplänkel zweier temperamentvoller Italiener reduziert. Was tut es, wenn die Wirklichkeit diesen Wunschtraum nicht erfüllen kann? Heiter die Kunst . . .

Dies Spiel zeigt, daß Kommunisten auch Menschen sind (von den Pastoren wußte man das schon vorher) und, obzwar heißblütig und leichtfertig mit der Pistole und der Bombe, im Grunde doch sonnigen Gemüts. Die Geschichte bestätigt wieder einmal unser dumpfes Gefühl, daß alles doch gar nicht so schlimm ist. Das Beispiel Korea und die spärlichen Nachrichten, die durch die Maschen des Eisernen Vorhangs dringen, vermögen nichts gegen die Quintessenz, daß es sich auch mit den Kommunisten recht gut leben lasse, wenn man sie nur zu nehmen versteht, wie sie sind.

Politisiert, wie wir es nun sind, fühlen wir als erste Reaktion das Mißtrauen: "vielleicht ein Stück bolschewistischer Unterwanderung?" — Aber nein, dazu ist der Jubel allzu laut. Es kann sich auch um einen Versuch der Geschäftswelt handeln, die allzu verbiesterte Kinokundschaft fürs Muntere zu begeistern, selbst auf Kosten der abendländischen Wachsamkeit, weil das Tragische letzthin zu sehr strapaziert worden ist.

Für die Heiterkeit sind wir nicht harmlos genug, und für die Harmlosigkeit müßten wir erst einmal heiter werden. Dies Ziel zu erreichen, wurde der Großangriff aufs Zwerchfell des Abendlandes gestartet. Während sich das Publikum unter den Folgen des Tiefschlags auf der Matte des rein Menschlichen windet, kreisen vor seinem Auge die Bilder von Ulbricht und Peppone, die Szenen vor der Kirche und die der wartenden Flüchtlinge in Berlin (im Januar allein 25 000). Es wird dafür gesorgt, daß die Wirklichkeit nicht so schlimm aussieht wie sie ist. Hans W. Nicklas

# Die SPD ist artfremd

Zu Beginn des neuen Jahres belehrte Bundesinnenminister Dr. h. c. Lehr seine Mitbürger über die Methode des Wahlgesetzentwurfes der Regierung, den sich sein Kabinettskollege Hellwege, Minister für Angelegenheiten des Bundesrates (nicht Bundestages!) ausgedacht.

Nach dem Entwurf sollen 484 Abgeordnete gewählt werden, 242 direkt in Einmannwahlkreisen, die andere Hälfte nach dem Verhältniswahlsystem. Jeder Wähler hat eine Haupt- und eine Nebenstimme. Die Nebenstimme kann er einem "artverwandten" (dieser Ausdruck wurde in Bonn geprägt) Kandidaten geben, wenn er vermutet, daß sein Kandidat nicht die Mehrheit findet. Direkt gewählt sind dann die Kandidaten, die in den Wahlkreisen die größte Summe von Haupt- und Nebenstimmen aufzuweisen haben. Diese Wahlart soll ermöglichen, daß ein Kandidat die absolute Mehrheit erreicht; aber der Wähler kann auch den falschen Artverwandten wählen und hilft dadurch dem Gegenkandidaten. Über den Begriff der Artverwandtschaft herrscht keine Klarheit, wahrscheinlich sind die Parteien artverwandt, die Koalitionen bilden: im Bundestag wäre also die CDU mit der FDP und DP artverwandt, in Bayern mit der SPD, in Nordrhein-Westfalen mit dem Zentrum und in Schleswig-Holstein mit dem BHE; die SPD ist dann in Baden-Württemberg mit DVP, FDP und BHE artverwandt. Wer ist also mit wem artverwandt?

Allem bisher Verlautbarten nach soll einzig die Artverwandtschaft im Bunde zählen. Damit wäre das Daseinsrecht des Förderalismus in Frage gestellt. Der Entwurf plant aber lediglich, die SPD zu isolieren. Nur die Koalitionsparteien würden praktisch den Vorteil der Nebenstimmenvertretung erlangen, denn die SPD wird sich dagegen verwahren, daß man die KP als eine ihr artverwandte Partei bezeichnet.

Zur Ermittlung der 242 Abgeordneten, die nach dem Verhältniswahlsystem gewählt werden, werden alle Hauptstimmen gezählt, die Zahl der Abgeordneten der einzelnen Parteien richtet sich nach der für sie abgegebenen Stimmenzahl. Die einzelnen Parteien (lies Koalitionsparteien) können wieder Absprachen, sogenannte Listenverbindungen eingehen. Hierauf hat der Wähler aber überhaupt keinen Einfluß mehr, während ihm bei dem Gebrauch der Nebenstimmen von zwei Wegen nur einer verbaut war (der aus der bestehenden Koalition heraus). Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß ein Koalitionssicherungsgesetz geschaffen werden soll. Warum scheut man sich dann aber, trotz der engen Bindung, vor einer Fusion der drei Parteien?

Von 402 Abgeordneten haben sich 1949 150 schriftlich für die Einführung der Mehrheitswahl erklärt. Heute kämpfen noch 38 um dieses einfache und leicht verständliche Gesetz, das vorsieht, in Einmannwahlkreisen die Kandidaten nach relativer oder absoluter (Stichwahlsystem) Mehrheit wählen zu lassen. Welche Beweggründe brachten über 100 Abgeordnete dazu, ihre Ansichten zu revidieren? Glauben sie heute, daß mit dem Mehrheitswahlrecht nur Schreier in das Parlament ziehen? Nimmt die CDU, die bei einer Mehrheitswahl sicher gut abschneiden würde, zu viel Rücksicht auf ihre Koalitionspartner? Glaubt man, daß Kapazitäten nicht gewählt werden (es gibt keine Vorschrift die da sagt:

Minister müssen Abgeordnete sein) oder spricht da das Parteiinteresse mit, daß die alten Kämpfer ohne die Mühe des Wahlkampfes über die Listen in das Parlament ziehen? Wir wissen es nicht.

Hoffentlich finden sich 50 Abgeordnete, die die namentliche Abstimmung fordern. Dann kann man sich ja bei den einzelnen Abgeordneten nach den Argumenten erkundigen.

Wolf Schilling

#### Wenn es ernst wird

Daß die Unesco nicht die ältliche Geliebte des vorletzten rumänischen Monarchen ist, hat man nun mehrfach berichtigend gesagt. Nicht ganz aus der Welt zu schaffen ist hingegen die Vermutung, sie habe ähnlich wie jene verschollene Madame Lupescu eine zärtliche Affinität zur hohen Politik. Ob die folgende Geschichte nun in allen Einzelheiten so sich begab, wie wir sie erfuhren, sei einem Dementi der zuständigen Stelle überlassen. Es ist jedenfalls für heranwachsende Intellektuelle wichtig zu wissen, wie ihr Verhältnis zum Staat aussieht, und wann sie diskrete Zurückhaltung zu üben haben. Hier also die sonst nirgendwo veröffentlichte Anekdote:

Auf der letzten Tagung der UNESCO in Paris stand die Aufnahme Spaniens in den Kreis der Mitgliedernationen unter den Punkten der Tagesordnung. Jeden Morgen war Manöverberatung, d. h. die delegierten Intellektuellen, Künstler oder Schriftsteller der einzelnen Länder, frei in ihren Entschlüssen, versammelten sich nationenweise, um über die Jas oder Neins zu den Abstimmungen des Tages zu beschließen. Über die Aufnahme Spaniens ist im Kreis der deutschen Delegation nicht vorher gesprochen worden. Mit Überraschung erfuhr man, daß der zur Stimmabgabe berufene Regierungsvertreter, Ministerialrat Salat, für die Aufnahme votiert habe. Befragt, woher er diesen schnellen Entschluß bezog, erklärte er, daß er laut Anweisung aus Bonn so entscheiden solle wie der Vertreter der Vereinigten Staaten. Ob der nun auch so wenig auf die in ihren Entschlüssen freien Delegierten Rücksicht genommen hat oder ob sie sich freiwillig zu dieser Politik bekannten, wissen wir nicht. Es genügt uns festzustellen, daß die deutsche Intelligenz Gewehr bei Fuß verharrte. Kultur ist eben Staatssache. Wenns ernst wird, richtet sich auch die deutsche abendländisch aus und fragt nicht viel nach Demokratie, gleichviel ob sie bei den andern nicht besteht oder bei ihr selbst suspen-P. Knobel diert wird.



# Wir wollen nicht nur Lieferer, sondern auch Berater sein!

Ein Schatz an Wissen und Erfahrung hat sich im Laufe von 90 Jahren in unserem Werk gesammelt. Wenn bei Ihnen Fragen auftauchen, die Sie gern einmal mit unseren Fachleuten besprechen möchten, bitte wenden Sie sich vertrauensvoll an unseren Beratungsdienst, der Ihnen gern mit praktischen Vorschlägen zur Verfügung steht.

### Aus unserem vielseitigen Produktionsprogramm können wir Ihnen anbieten:

- \* Farbstoffe
- \* Färbereihilfsprodukte
- \* Textilveredlungsmittel
- \* Gerbstoffe
- \* Arzneimittel
- \* Impfstoffe, Sera \* Anorganische und
- organische Chemikalien \* Zwischenprodukte
- Lösungsmittel und
- Kunststoffe
- \* Lackrohstoffe \* Kältemittel
- \* Feuerlöschmittel
- \* Holzschutzmittel
- \* Spezialerzeugnisse für den Säureschutzbau und Oberflächenschutz
- \* Flotations-Chemikalien
- \* Karbid, Acetylenderivate
- \* Wachse, Kampfer
- \* Düngemittel
- \* Pflanzenschutz- u. Schädlingsbekämpfungsmittel
- \* Reyon und Perlon
- \* Phosphor und Phosphorsäure

#### FARBWERKE HOECHSTAG.

vormals Meister Lucius & Brining



# Unter Menschen in Stalingrad

Stalingrad war mit der Übergabe vor 10 Jahren nicht zu Ende. Über den Verheerungen, den Phasen des totalen Zusammen-bruchs während der letzten zwei Kriegsjahre, vor den allzu weit gespannten Perspektiven von Weltgeschichte schien das vergessen. Der Kommilitone, der diese Erinnerungen an Kriegsgefangenschaft in Stalingrad aufschrieb, ist noch nicht gar so lange von dort zurückgekehrt. Er hat erfahren, daß die endlose Zeit, nachdem der Schlachtendonner verhallte, bedrückender ist als die flüchtig aufschreckende Mahnung an ein Datum, das schon Historie wurde.

Um die Stadt zog sich noch Jahre nach der Schlacht eine tief gestaffelte Befestigungsanlage. Schützengräben, Bunker und Unterstände lagen noch fast im Zustand des Verlassens seit jenen Tagen. Die Hügel und Tälerkette, die die Stadt umgibt, war ideal für die Anlage von Verteidigungswerken. In einem dieser Täler sammelten sich einige hundert Plenys an einem kalten Novembertag. Gut erhaltene deutsche Uniformen, oft mit Orden und Ehrenzeichen versehen, wurden an uns ausgegeben. Karabiner aller Modellarten, ohne Munition natürlich, schufen den "Stalingradsoldaten 1948" "Die Schlacht bei Stalingrad" sollte mit uns als Statisten gedreht werden. Ein kleiner Moskvitch fuhr vor, heraus stieg Paulus. Im Glanz aller Orden und Ehrenzeichen seiner Feldmarschallstage. Auch er war nur Statist. Einige Kompanien Sowjetsoldaten spielten unser "Gegenüber". Das "Hurraeh" und "Hurrah" klang friedvoller als einst in dem Sturm auf Gräben und Stellungen. Tagelang bemühte sich der Regisseur, eine möglichst wahrheitsgetreue Nachahmung der Schlacht zu erreichen. Wir erhielten Sonderverpflegung; mehr Brot, mehr Kascha (Brei). Sonst hätten wir auch die Granatwerfer bestimmt keinen Meter mehr schleppen kön-

Die Stadt war in den letzten beiden Jahren eine einzige Baustelle. Schulen, Krankenhäuser und Siedlungen wurden neben die Ruinen der zerstörten Gebäude gesetzt. Es schien, als hätte man keine Zeit, die Trümmer aus dem Weg zu schaffen. Bombenkrater neben einem neu errichteten Magazin. Gegenüber einer Siedlungsfront ließ man Bunkeranlagen und ausgebrannte Depotanlagen stehen. Die Leute sprechen viel von der Zeit der Belagerung. Es war für uns Plenys nicht leicht, mit den Zivilisten auszukommen. Das furchtbare Kriegsschicksal der meisten von ihnen, die Jahre danach, mit all ihren Entbehrungen nach der völligen Zerstörung ihrer Stadt, stellte sich zwischen sie und uns. Meine Brigade war einige Male zu Enttrümmerungsarbeiten eingesetzt. Hatten wir uns durch Beton und Steintrümmer durchgearbeitet, fanden wir nicht selten die Überreste von Soldaten, deutschen, rumänischen, sowjetischen. Manchmal schien es, der Schutt hätte die Leiber konserviert. Munition, Verpflegung, Andenken und Ausrüstung waren gut erhalten. Furchtbare Bilder boten sich uns. Oft blieb unser russischer Truppführer vor uns stehen und wir bekamen eine haßerfüllte Rede zu hören. Seine ganze Familie war in jenen Tagen zugrundegegangen. Vielleicht kann man Stalingrad gar nicht wieder aufbauen. Wohl werden bald hunderte von Gebäuden die Trümmer vergessen lassen. Aber die Menschen, die in jenen Tagen in der Stadt gelebt haben, werden immer mit den Bildern dieser Zeit die neue Gegenwart beurteilen.

Im November 1948 lernte ich Sascha kennen: Im Krieg Fliegerleutnant, heute Ingenieur an den Hochöfen der "Roten Barrikade", blond, schlank, mit einer netten, jungen

WERKDRUCK

FARBENDRUCK

FORMULARE

PLAKATE

PROSPEKTE · ZEITSCHRIFTEN

SETZMASCHINENBETRIEB

BUCHDRUCKEREI

DR. GÜNTER ZÜHLSDORF

FRANKFURTA. M. . ECKENHEIMER LANDSTR. 60b

Frau und Mieter einer hübschen kleinen Wohnung. Meine Brigade arbeitete einige Monate nahe bei der Siedlung, in der Sascha und seine Familie lebte. Wir sahen uns des öfteren. Kam er von der Arbeit, so hielten wir einen kleinen Plausch. Eines Tages im Dezember erzählte ich Sascha von unserem Weihnachtsfest mit allen Einzelheiten, - vom Putzen des Lichterbaums bis zum festlichen Essen. Und er führte dagegen die russischen Bräuche auf — die alten, orthodoxen und die neuen, sowjetischen. Im alten Rußland, so erzählte er, sei Weihnachten das Hauptfest des Jahres gewesen. Heute sei es der "Novi got" der "Neujahrstag". "Zum Neujahrstag kommst du wieder mal herauf zu uns, dann sollst du unseren Baum sehen. Dann sollst du sehen, daß auch die Sowjets nicht auf diesen Brauch verzichten konnten." Tage später sah ich den Baum. In der Mitte der Stube stand ein bunt geschmückter Tannenbaum. Eine Schlange aus Silberhaar legte sich über die Zweige, goldenes und silbernes Lametta hing von ihnen herab und vergoldete Nüsse zierten das Geäst. Aus Flitterpapier geschnittene Panzer und Soldaten, Gewehre und Kanonen ersetzten die uns gewohnten Kugeln. Zigarettenschachteln der verschiedenen Marken baumelten neben verschiedenem Backwerk. Der Baum stand auf einer hölzernen Kiste, die Sascha rot bemalt hatte. Er hatte versucht eine Winterlandschaft zustande zu bringen, aber es war nicht recht gelungen. Auf der Kiste unter dem Baum stand ein halbmetergroßer Neujahrsmann. Bei uns sieht der St. Nikolaus so aus. Nur hatte der Neujahrsmann statt des Rucksacks eine Holzkiepe und in ihr eine Literflasche Wodka. Auch den Sowjetstern an seiner Pelzkappe gabs nicht bei unserem Weihnachtsmann. "Nun" sagte Sascha, "jeder der unter dem Baum steht, muß auf das Neue Jahr einen Stachan (Wasserglas) Wodka trinken." Sprachs, schenkte ein, - und mir brannte der Magen wie

Erst im Sommer 1949 bekamen wir Lohn. Bis dahin hungerten wir sehr; bot sich Gelegenheit, so organisierten wir: Brot, Krautköpfe, Salzfische und Tabak. Ich hatte lange Zeit eine gute Quelle. Am Rande unseres Arbeitsfelds wohnte ein altes Mütterchen. Beim Wasserholen war ich mit ihr zusammengetroffen; ich half ihr die vollen Eimer in ihren Garten tragen, und seitdem überließ sie mir täglich die Reste ihrer Mahlzeit. Brotreste, Fischteile, — manchmal ein Stück alte Zeitung - nur das Titelblatt bekam ich nie, denn es war strengstens verboten, die Parteiinsignien, oder gar die Abbildung einer Sowjetgröße fürs Zigarettendrehen zu verwenden. Wochenlang war ich Tischgast der Alten. Einmal zeigte ich ihr das Bild meiner Mutter. "Was für eine schöne Frau, und was für schöne Kleider sie anhat", rief sie aus. Dabei lächelte die Alte, holte dann einen fest verschnürten Karton herbei, knotete ihn auf und kramte ein Bild hervor. "Hier, sieh, so sah ich einmal aus, vor 50 Jahren. Ja, ich war auch einmal ein hübsches Mädchen." Eine pausbackige Bauerndirne von etwa 20 Jahren, in langem gestricktem Kleid, das breitknochige Gesicht mit einem gestreiften Kopftuch verhüllt, blickte mir entgegen.

Als wir zu einer anderen Baustelle kamen, verabschiedete ich mich. "Mach es gut. Ihr werdet ja bald nach Hause fahren. Dann kannst du auch wieder genug essen. Hast dann die alten Rinden nicht mehr nötig. Tut mir leid, daß ich dir nicht etwas Besseres geben konnte, aber ich habe ja selber nicht viel." Sie nahm ein kleines, gerahmtes Bild vom Eckbord und weinte in sich hinein. "Schau mal", und sie streckte mir das Bild hin, "das war mein Junge. Er war in deinem Alter, als er erschossen wurde. Hier an der Haustür traf ihn eine verirrte Kugel." Sie schlug das Kreuz vor dem Bild,

anschließend warf sie drei Kreuze über mich und gab mir auf beide Backen einen Kuß.

Chauffeure nehmen eine Sonderstellung unter den Arbeitern ein. Hunger gibt es für sie nicht, immer wissen sie, wo es etwas zu organisieren gibt, sie kennen alle Schwarzmarktpreise und sind bei alldem keine Egoisten. Im Gegenteil — mit uns deutschen Gefangenen hielten sie auch in den schlechtesten Tagen gut zusammen. Wir stahlen Farbe, Nägel oder Zement — sie verschacherten es auf dem Basar, Einmal gebrauchte ich in der Unterhaltung den Ausdruck; "Werktätige"! "Du, Fritz", rief mir ein schwarzhaariger Kaukasier zu, "sag nicht "Werktätige'. Nenn uns lieber arme Arbeitsschweine. Die da oben haben gut reden, — die Arbeit aber tun ja doch nur wir Kleinen. Wie bei Euch, so auch bei uns."

### Oradour

Anfang Juni 1942 — kurz nachdem der "Reichsprotektor für Böhmen und Mähren", Heydrich, von tschechischen Widerstandskämpfern erschossen worden war — befahl Hitler seiner SS, das Attentat zu vergelten und mit der "Auslöschung" des Dorfes Lidice ein "Exempel zu statuieren". Sämtliche Männer im Alter von 16 bis 60 Jahren wurden erschossen, die Frauen und Kinder in Konzentrationslager gesperrt und die Gebäude "dem Erdboden gleichgemacht".

Genau zwei Jahre später — am 10. Juni 1944 — erschien der SS-Hauptmann Diekmann mit seiner Kompanie in dem südfranzösischen Dorf Oradour. Er ließ die gesamte Bevölkerung — 642 Männer, Frauen und Kinder — ermorden und anschließend die Ortschaft niederbrennen. Heute — nach neun Jahren — stehen 21 ehemalige Angehörige jener SS-Kompanie vor einem französischen Militärgericht in Bordeaux.

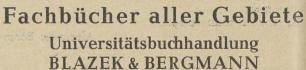
Wie immer dieser Prozeß auch ausgehen mag, die Schuld wird nicht gesühnt, und die Schande nimmt uns Deutschen niemand ab. Was aber sollen wir tun? Nichts anderes, als mitzuhelfen an der Schaffung der Voraussetzungen für eine Welt, aus der die Barbarei für immer verbannt ist. Wir haben diese Welt noch nicht. Wir werden sie so lange nicht haben, so lange wir glauben, wir hätten Europa allein vor dem östlichen Totalitarismus zu verteidigen. Im Sommer vergangenen Jahres ging diese Meldung durch die Presse der Welt: "SINGAPUR, 25. August (dpa). Alle 66 Bewohner eines nordmalaiischen Dorfes wurden, weil sie über einen an einem Chinesen verübten Mord nicht aussagen wollten, in ein Internierungslager abgeführt und anschließend das Dorf verbrannt. Der britische Hohe Kommissar hatte zur Aussage eine Frist gestellt, die nicht eingehalten wurde."

Warum wurde nirgendwo Empörung laut, als diese Meldung veröffentlicht wurde? Die Frage aufrichtig beantworten, heißt zugeben müssen, wie sehr wir Europäer durch uns selbst gefährdet sind. Das Abendland sollten wir zu nächst gegen uns selbst verteidigen, gegen unsere Feigheit, wenn es gilt, eigene Untaten einzugestehen und zu verurteilen.

Und jene, die mir beschwichtigend entgegenhalten, es sei politisch unklug, im gegenwärtigen Zeitpunkt einiger Dutzend malaiischer Analphabeten wegen so viel Aufhebens zu machen, sei gesagt, daß sie der europäischen Sache mehr schaden als die offenen Gegner dieses großen Zieles.

Seit Lidice und Oradour dürfen wir nicht mehr schweigen, wenn irgendwo in der Welt "Exempel statuiert" werden Man könnte es auslegen als einen Versuch, die Mörder zu entlasten. Helmut Lamprecht

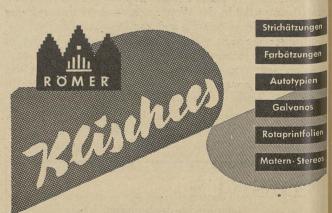




(Dr. H. Bergmann)

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 · Tel. 93633





ROMER KLISCHEEANSTALT GMBH FRANKFURT IN

# Diskussion

Anfänglich haben unsere Kritiker gesagt, DISKUS müßte eigentlich Bumerang heißen. Hatten sich die Kritiker so etwas wie automatische Selbstkritik unter dem Spitznamen gedacht? Jetzt beginnt sich herauszustellen, daß man den DISKUS nicht nur als Wurfgeschoß, sondern auch als Plattform gebrauchen kann, zur Diskussion. Sie wollten wir unter den Kommilitonen und den Freunden der Universität beleben. Es ist besser, daß die

Dinge zu Wort kommen, als daß jemand sich die Sprache verschlagen läßt. Wir hoffen, daß im Sommersemester die Konkurrenz der Einsender noch lebhafter wird. Der DISKUS dient bereitwillig auch als Zielscheibe; am liebsten wäre er ein kleiner Anfang jener nützlichen Einrichtung, die die Engländer round table genannt haben.

Die Redaktion

#### Hemdenmatz u. ä.

Den Redakteuren des DISKUS wird man sicher nicht vorwerfen dürfen, daß sie die Absicht hatten, die heutigen Illustrierten nachzuahmen, obwohl die rein äußerliche Aufmachung der Januarnummer manchen vielleicht anfänglich zu dieser Überzeugung kommen ließ. Gegen die Idee als solche, "20 Jahre nachher" sich über die Ursachen der damaligen Geschehnisse Gedanken zu machen, ist nichts einzuwenden. Aber nicht so! Ich erwartete hier einen Leitartikel, der sich auf der Titelseite einer Studentenzeitung unserer Universität sehen lassen kann (im Inneren des Heftes finden sich weit bessere!), aber nicht solch eine schlechte Zusammenstellung von Schlagwörtern der billigsten Sorte, ganz abgesehen von den vielen Wortneuschöpfungen, die uns der Verfasser hier präsentiert. Wer kann sich etwas unter einer "Gigantomachie" vorstellen?

Lediglich zum letzten Satz muß noch etwas gesagt werden. Nämlich wenn der Verfasser davon spricht, "daß wir zu begreifen beginnen, wie sich hier Schändlichkeit und Lächerlichkeit zu tödlicher Wirkung für unser Volk vereinigt hatten." Denn ich glaube, daß wonl nur wenige bereit sind, in diesem Abschnitt unserer Geschichte, der fur viele Millionen Menschen so verhängnisvolle Folgen nach sich ziehen sollte, eine Lächerlichkeit zu erblicken. Dieses Kapitel ist viel zu ernst, um es ins Lächerliche zu ziehen. Die Ereignisse im Anfang dieses Jahres zeigen es wieder sehr deutlich! G. Holfelder

... Herr Selber, der Verfasser des illustren Artikels "Zwanzig Jahre nachher" hat nicht gemerkt, wie er sich durch seine Zeilen selbst bloßstellte: Die, die dafür waren, sind Verbrecher gewesen, ihre Gegner waren Nichtskönner, Dilettanten, weil sie es nicht verhindern konnten. Einer dieser zwei Gruppen müssen Herr Selber oder seine Vorfahren notwendigerweise zugehört haben. Herr Selber oder die Seinen müssen also ebenso notwendig schuldig geworden sein. Wir haben nichts gegen ein freimütiges Schuldbekenntnis; allein davon läßt der Artikel nicht das geringste verspüren!

Wie amüsant ist es für Studenten, deren Väter PGs waren — und das dürften bei einer Mitgliedzahl der Nazipartei von rund zehn Millionen nicht gerade die wenigsten sein — zu hören, daß diese Väter "zwischen der KPD und der NSDAP" "fluktuiert" hätten, daß diese Väter "Dauererwerbslose", zu gut deutsch: Tagediebe und Faulenzer waren. Dieser Behauptung, die NSDAP habe sich aus dem breitesten Proletariat rekrutiert, denn das sind doch offenbar die von der KPD herkommenden Dauererwerbslosen, steht an anderer Stelle die Erkenntnis entgegen, "kleinbürgerliche Zwischenschichten" hätten den Nationalsozialismus getragen. Sicher verbergen sich für Herrn Selber zwischen solchen Widersprüchen tiefere Wahrheiten, die eben nur der beschränkte Durchschnittsstudent zu begreifen nicht in der Lage ist.

Noch ein Wort zu der angeprangerten "Lüge vom drohenden Kommunismus". Welche Bedrohung der Kommunismus für die Welt darstellt, haben wohl die Ereignisse von Spanien bis Korea bewiesen. Sollte aber diese Wendung von Herrn Selber ausdrücken, damals, 1933 war der Kommunismus noch ungefährlich, er wurde erst gewissermaßen durch die äußeren Umstände der 30er und 40er Jahre zu einer bösen Macht, so wäre das eine Haltung, die traurig darüber ist, daß Väterchen Stalin allmählich vom seligmachenden Dogma des Leninismus abgewichen ist. Dietrich Strauß

Es ist durchaus natürlich, daß dem Herrn Selber jene Zeit als als "völlig unerforscht" und in einem "blakenden Nebel schwimmend" erscheint, denn er war ja damals noch, wie er selbst zu verstehen gibt, ein kleiner Hemdenmatz, und seine Bekenntnisse stammen anscheinend aus der Feder gewisser pseudowissenschaftlicher Historiker mit historischem Einschlag.

Es ist zwar verständlich, daß seine Kreise nicht zu einer objektiven Betrachtung der damaligen Vorgänge neigen und sich sogar teilweise gewaltig davor scheuen, das wird sich aber einmal nicht mehr umgehen lassen.

#### Einer der ersten . . .

In der Dezembernummer des DISKUS faßt Alexander Böhm seine Ansicht über das Strafrechtsänderungsgesetz abschließend dahin zusammen, daß wir allen Grund haben, es zu begrüßen. Als einer der ersten, die auf Grund dieses Gesetzes angeklagt wurden, kann ich verständlicherweise sein euphorische Meinung nicht ganz teilen. Einig bin ich mit dem Verfasser darüber, daß jeder Staat zu seiner Sicherung gewisser Gesetze bedarf, jedoch kommt es auf deren Inhalt und Zweck an. Da mir für meine

Erwiderung leider nur ein begrenzter Platz zur Verfügung gestellt ist, kann ich nur zu einigen der wichtigsten Probleme Stellung nehmen.

Da ist zunächst einmal der Begriff der Staatsgefährdung. Die Feststellung der staatsfeindlichen Absicht als rechtstechnisches Mittel stößt auf unüberbrückbare Schwierigkeiten. Bei einem der größten Prozesse dieser Art löste man das allerdings sehr einfach. Bei etwa 200 Festgenommenen führte man nur gegen elf ein Verfahren durch. Diese gehörten früher einmal solchen Organisationen an, die in der Zwischenzeit — die Rechtsgültigkeit dahingestellt - verboten wurden oder die man gerne verbieten möchte. Das erinnert stark an die unter dem Namen McCarthyism laufenden "Hexenverfolgungen". Beachtenswert erscheint mir auch, daß selbst nach Inkrafttreten des Generalvertrages jede Tätigkeit zugunsten der Westmächte — selbst Spionage — straflos ist, was ein bezeichnendes Licht auf die Gleichheit vor dem Gesetze wirft. Die Bestimmungen der Strafrechtsnovelle können weiterhin dazu benutzt werden, die Wiedervereinigung Deutschlands zu hintertreiben. Denn da sie selbstverständlich eine Änderung des gegenwärtigen Bestandes der Bundesrepublik zur Folge haben muß, sind jegliche dahin zielenden Bestrebungen nach § 88 strafbar. Man wird ihn natürlich nur bei denen anwenden, die sich den Weg zur Einheit anders vorstellen als die Bundesregierung, deren Weg durch die Worte von Professor Hallstein von der Integration bis zum Ural genügend gekennzeichnet ist. Dabei ist jetzt schon folgende Tendenz erkennbar: zunächst wird man damit die Kommunisten verfolgen. Dann wird man alle übrigen in echter Opposition stehenden Vereinigungen kurzerhand als "Tarnorganisationen" bezeichnen und ist mit dieser Etikettierung jeder lästigen Diskussion ent-

Die Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichtes, auf die Herr Böhm so großen Wert legt, sind im praktischen politischen Leben übrigens von sehr geringer Bedeutung. Über die Verfassungsfeindlichkeit der Veranstaltungen entscheidet nämlich die subalterne Dienstauffassung der örtlichen Polizeibehörde.

Michael Vogl

# Morgenland

Sehr geehrter Herr Professor Böhm!

Sie greifen unter dem Titel "Herrn Schachts Privatpolitik" Herrn Schacht an, er treibe eine eigene Außenpolitik. In der Hitze des Artikels sind jedoch einige Vorstellungen miteingeflossen, denen ich widersprechen muß.

1. Es scheint mir unzulässig und vielleicht der Ausdruck einer gewissen "Privatpolitik", von den Staaten des nahen Ostens als dem "Morgenland" zu sprechen. Es ist erstens herabsetzend, weil es sagt: "wie rückständig ist dort alles" und zweitens zeigt es ein Verkennen dieser Staaten.

2. Sie sprechen von "dem" General Nagib in einem Ton, den ich außenpolitisch für nicht statthaft halte.

3. Sie sprechen von dem "Teil der Welt ..., der zu Hitler gehalten hat und der heute an die Bundesrepublik das Ansinnen stellt, die Außenpolitik des Dritten Reiches fortzusetzen". Das ist nicht richtig. Lange vor 1933 hatte Deutschland starke Sympathien im Nahen Osten, Sympathien, die nicht auf Parteifunktionäre, sondern auf Wissenschaftler und Kaufleute zurückgehen. Diese Sympathien der nationalsozialistischen Regierung zuzuschreiben, hieße ihr zu viel Ehre antun. Auch stellen diese Länder nicht das Ansinnen an uns, die Außenpolitik des Dritten Reiches fortzusetzen, sie fordern nur die Achtung ihrer Rechte, da sie sich mit Israel im Kriegszustand befinden.

4. Wenn Herr Schacht sagt, Deutschland sei nicht frei, so ist das eine Binsenwahrheit, aber keine Verleumdung. Das war auch Herrn General Nagib nicht neu. Die Araber wissen sehr gut, wie es in Deutschland aussieht und in militärischer Besetzung kennen sie sich aus. Sie hatten doch dieselben Besatzungsmächte wie wir — mit Ausnahme der USA. Auch dadurch fühlen sich diese Staaten — bis hin nach Indonesien — uns verbunden. Warum kreiden Sie Herrn Schacht an, was er an Binsenweisheiten von sich gibt?

5. Und nun eine Frage: Glauben Sie, der Abschluß und die Durchführung des Wiedergutmachungsabkommens mit Israel und eine positive Politik den arabischen Ländern gegenüber schlössen einander aus? Israel selbst tut alles, um wieder gute Beziehungen mit den arabischen Ländern aufzunehmen. Warum sollen wir das nicht auch?

Dieter Onneken, cand. phil.

Zu 1. und 2. Es war das nicht in der vom Verfasser der Einsendung geargwöhnten Weise gemeint und kann von einem unbefangenen Leser auch kaum dahin verstanden werden.

Zu 3. Im Weltkrieg 1914—1918 kämpften deutsche Truppen auf der Seite der Türken gegen die Araber, die sich von der türki= schen Herrschaft mit Hilfe der Engländer und Franzosen be= freien wollten. Das ist ihnen auch geglückt.

Die Sympathien für Deutschland sind deshalb neueren Datums. Die englandfeindliche und antisemit.sche Einstellung Nazideutschlands hat in den arabischen Staaten gefallen. Und der Großmufti von Jerusalem — auch heute noch ein einflußteicher Mann in den arabischen Staaten — beschwerte sich stets bei Hitler, wenn dieser es manchmal verabsäumte, gewisse Juden zu ermorden. Heute verlangen die arabischen Staaten von uns nicht Beachtung der Tatsache, daß sie sich mit Israel in Kriegszustand befinden — sie haben alle Angebote abgelehnt, in denen ihnen Sicherungen zugesagt wurden, daß unsere Lieferungen an Israel nicht für Kriegszwecke verwendbar sind — sondern sie verlangen von uns, daß wir keine Wiedergutmachung an Israel leisten und uns damit nachträglich zu Hitlers Verbrechen betwenen.

Zu 4. Schacht hat nicht gesagt, Deutschland sei nicht frei. Schacht hat gesagt, Deutschland sei nicht frei bei seinem Entschluß gewesen, Wiedergutmachung an Israel leisten zu wollen. Das heißt aber, daß Deutschland dabei unter dem Druck der Besatzungsmächte gehandelt habe und daß es — ohne diesen Druck — an Israel keine Wiedergutmachung leisten würde. Herr Schacht weiß ganz genau, daß das nicht wahr ist. Der Bundestag war in diesem Entschluß frei. Die Besatzungsmächte sind an der Rückzahlung der Deutschen Kriegs= und Vorkriegsschulden und an dem deutschen Verteidigungsbeitrag mehr interessiert als an Wiedergutmachungsleistungen an Israel. Wenn Herr Schacht also in Damaskus bewußt wahrheitswidrig behauptet, Deutscheland sei nicht frei in seinem Entschluß gewesen, Wiedergutmachung an Israel zu leisten, so ist das eine schwere Verleumedung.

Zu 5. Ich glaube nicht, daß sich die Durchführung des Wiedergutmachungsabkommens mit Israel und eine positive Politik den arabischen Staaten gegenüber ausschließen. Die Bundesregierung glaubt das auch nicht und versucht das auch seit geraumer Zeit, den arabischen Staaten klarzumachen. Leider sperren sich bis heute noch die arabischen Staaten dieser Erkenntnis.

Franz Böhm

### Premisère

Der im November 1952 auf der ersten Seite des DISKUS erschienene Artikel von Hans W. Nicklas war so elegant geschrieben, daß ich fürchte, meine Ausführungen werden dagegen etwas trocken erscheinen.

Zunächst folgendes: Die im Oktober in Tübingen versammelten Studentenwerke haben klar zum Ausdruck bringen wollen, daß sie sich als die einzige politisch und konfessionell unabhängige studentische Selbstverwaltungseinrichtung für das wirtschaftliche und gesundheitliche Wohl aller Studierenden verantwortlich fühlen. Ihre sozialen Einrichtungen müssen grundsätzlich allen offen stehen. Da aus sehr eingehenden Untersuchungen klar hervorgeht, daß die Masse unserer Studierenden unter höchst fragwürdigen Umständen nicht nur leben, sondern auch studieren muß, wollten die Studentenwerke darauf hinweisen, daß der gesamten Studentenschaft viel mehr geholfen werden muß.

Darüber ist man sich einig. Schwierig ist jedoch die Frage der individuellen Einzelförderung durch Stipendien und Darlehen, die sog. Studienförderung. Denn hier taucht das Problem der Auswahl auf. Hier erscheinen auch prompt die Schlagworte: Gefahr der Züchtung eines akademischen Proletariats, Senkung des Niveaus, wenn nicht nur einwandfrei erkannte wissenschaftliche Begabungen gefördert werden; hier würde auch gegenüber einem présalaire für deutsche Studenten die Warnung vor der Rentnergesinnung auftreten. Hier befinden sich die Studentenwerke in einer Lage, die sie kaum noch allein lösen können und in der sie nicht allein gelassen werden dürften. Denn die Entscheidung, ob beispielsweise ein Student für die Examenszeit ein Stipendium oder ein Darlehen bekommt oder nicht, bedeutet doch praktisch eine Entscheidung über sein weiteres Verbleiben an der Universität. Auswahl dieser Art zu treffen, sollte deshalb Sache der Hochschulen sein, die Studentenwerke allein können es nicht. Daher ging in Tübingen die Debatte im Wesentlichen um diesen Punkt. Man zog auch die Studienstiftung des deutschen Volkes mit ihren Auswahlmethoden zum Vergleich heran. Obwohl diese von der Mehrzahl der Anwesenden als sehr umsichtig und in der Erfassung wissenschaftlicher Hochbegabungen als erfolgreich anerkannt wurden, blieb bei allen das unbefriedigende Gefühl, daß weder durch die Studienstiftung noch durch die Studentenwerke eine wirkliche Auswahl erfolge, die intelektuelle Begabung und Gesamtpersönlichkeit gleichermaßen bewerte und berücksichtige. Man war sich auch darüber einig, daß es hierfür keine Ideallösung gibt. Der jetzige Zustand befriedigt nicht, aber Abhilfe kann hier nur von den Hochschulen selbst geschaffen werden.

Die Studentenwerke hielten sich jedoch für berechtigt, auf die Kluft zwischen der Förderung einer kleineren Minderzahl von Hochbegabungen und der Masse der zwischen einem Fachstudium und Werkarbeit eingezwängten Studenten hinzuweisen. Denn auch diese werden gerade durch ihre Vielzahl entscheidend



# RHEIN-MAIN BANK

FRUHER DRESDNER BANK

Frankfurt a.M., Gallus-Anlage 7

Niederlassungen an 52 Plätzen



das Gesicht unseres Volkes mitbestimmen und sind ebenso notwendig wie eine Elite, die ja geradezu eine solide Basis gut ausgebildeter Akademiker braucht. Aus diesem Grunde entschieden sich die Studentenwerke in Tübingen für die Förderung eines breiten Standes von Studierenden, nicht jedoch einfach für die Förderung der großen Mehrzahl, wie in Ihrem Aufsatz stand. Denn dieses würde doch letzten Endes den ersten eindeutigen Schritt zu dem von Ihnen diskutierten présalaire bedeuten. Das wurde aber abgelehnt. Denn abgesehen von unserem Hochschulsystem, das eine solche Einrichtung gar nicht tragen könnte, müßte außerdem der Zugang zur Hochschule über die höhere Schule wirklich so geregelt werden, daß die auf der Hochschule Studierenden nach Richtung und Anlage ihrer Begabung dort am rechten Ort sind, wobei ich die Betonung mehr auf das zweite Argument legen möchte. — Mit diesem Vorschlag werden also sehr viel tiefere Probleme aufgerissen.

Sowohl von Prof. Fuchs als auch von mir wurden in Tübingen ausdrücklich Starthilfen für Anfangssemester gefordert. Leider fand diese Forderung nicht den Beifall der Tagungsteilnehmer.

Und nun zur Frage, ob "man sich über die Unzulänglichkeiten des Planes" klar gewesen ist. Bei aller Selbstzufriedenheit, die auch in Tübingen nicht fehlte, scheint mir die fast halbtägige Debatte über die Frage, inwieweit die Studentenwerke bei der Lösung der erzieherischen Aufgabe der Hochschule mithelfend tätig sein sollen, für ein hohes Maß von Aufgeschlossenheit und Verantwortungsgefühl zu sprechen. Man war der Ansicht, daß die Studentenwerkseinrichtungen als Selbstzweck sinnlos sind, daß nur in der unbürokratischen Arbeit und Hilfe für den einzelnen Studenten wirklich Sinnvolles geleistet wird, und daß darin bereits eine außerordentliche erzieherische Einwirkung liege. Entscheidend war, daß man nicht bei Mensa- und Stipendienfragen und anderen ähnlichen direkten Förderungshilfen stehen blieb, sondern daß man die mehr indirekten Maßnahmen, wie studentisches Jugendarbeitsprogramm, Wohnheimbau, studentisches Gemeinschaftsprogramm zur Förderung studentischer Gruppen, die Unterstützung des Kontaktes mit und die Fürsorge für ausländische Studenten vollen Herzens bejahte. Hier aber wurde in der Diskussion ganz klar, wie hart die Dinge sich stoßen. Mit den wenigen zur Verfügung stehenden Mitteln sehen sich die meisten Studentenwerke außerstande, neben direkten Hilfen, die bei weitem nicht ausreichen, die gleich dringenden und gleich wichtigen oben skizzierten Aufgaben zu lösen. So werden sie immer wieder auf den berüchtigten und auf der Tagung gleichfalls beanstandeten Weg der "Wahrung kommerzieller Interessen" gezwungen; sie müssen versuchen, ihre Betriebe wirtschaftlich zu gestalten, um die wenigen freien Zuschüsse für das eine oder andere "erzieherische oder kulturelle" Projekt einsetzen zu können und nicht beispielsweise für die Deckung eines Defizits in der Mensa oder beim Gesundheits-

Insofern stimmen die Studentenwerke völlig mit dem letzten Absatz des Aufsatzes überein und sagen sehr deutlich: Tut insgesamt mehr für die Studentenschaft und tut es jetzt! Denn jährlich verlassen seit 1949 etwa 20 000 sogenannte fertige Akademiker die Hochschulen. Klagt später nicht, wenn diese als Persönlichkeiten Versager sind, weil man ihnen keine Zeit zum wahren Studium und vielleicht auch zu einem bißchen "Muße"

In diesem Zusammenhang noch ein Wort zum "Sozialkurator". Hierüber wurde in Tübingen nur gesprochen als es darum ging, der Öffentlichkeit, aber auch den Hochschulen selbst klar zu machen, welche Verantwortung ihnen mit der studentischen Jugend auferlegt ist, und daß nicht genügend Aufmerksamkeit dieser dritten Aufgabe "Erziehung" neben Forschung und Lehre

Die Hinterzartener Hochschulkonferenz vom August 1952, die diesen Vorschlag der Schaffung einer besonderen Position im Rahmen der Hochschulselbstverwaltung erstmalig öffentlich aufgriff, ging dabei davon aus, daß der heutigen Hochschule so viele zusätzliche Aufgaben durch eine intensivere Befassung mit der Studentenschaft und durch die ständige notwendige Verbindung mit der Öffentlichkeit erwachsen sind, daß die praktische Bearbeitung einfach den überlasteten Wissenschaftlern und Hochschullehrern nicht mehr zugemutet werden kann und daß man daher dem Senat bzw. dem Rektor einen qualfizierten Sachbearbeiter zuordnen müsse.

Die Studentenwerke würden hiervon organisatorisch überhaupt nicht berührt werden, da sie höchstens ein Teilgebiet dieses Aufgabenbereichs darstellen. Ein Studentenwerkgeschäftsführer ist, wie man heute so schön sagt, voll ausgelastet, wenn er sein Werk wirklich lebendig und finanziell intakt halten soll. Daß im Einzelfall einmal ein solcher Geschäftsführer auch eine qualifizierte Kraft im Sinne der oben angedeuteten Einrichtung darstellen kann, steht auf einem anderen Blatt. -

Der so gründlich mißverstandene "Sozialkurator", den einige schon dieses Arbeitstitels wegen vor der Erstehung sabotieren möchten, ist daher nichts anderes als eine sinngemäße Ergänzung der Hochschulselbstverwaltung in einem immer komplizierter

Auch für Sie

ist der Führerschein unentbehrlich!

Benutzen Sie die günstige Gelegenheit und lassen

Sie sich von mir beraten, wie Sie ohne Zeitverlust den Führerschein erwerben können. Tragen Sie

sich unverbindlich in die im Asta ausliegende

Liste ein oder rufen Sie 32640 oder 12826 an.

Fahrschule H. SCHAFERS, Frankfurt-M.

werdenden Hochschulleben. Er würde so vielleicht auch mithelfen, daß die Universität ihren Plan als lebendiger Organismus im Volksleben behielte und nicht in reine Forschungslaboratorien einerseits und Fachschulabteilungen andererseits zerfiele.

#### Vision

Der Artikel Adelbert Weinsteins in der Januarnummer des "Diskus" war erfreulich, weil er die listige Methode der offenen Phrase vermied und zugleich durch die eindeutige Formulierung die hinterlistigen Absichten offenbarte. Solche Ehrlichkeit ist selten. Es lohnt sich deshalb, auf die Zeilen

Herrn Weinsteins einzugehen. Er spricht von einer "militärischen Vision", die "auf jeden Fall unserer Epoche erhalten bleiben sollte". Welche Vision ist das? — Nun, es ist "der großartige Gedanke der Integration".

Vision kommt vom lateinischen "visio" — "Schau, Gesicht" Vision kommt vom lateinischen "visio — "Schau, Gesicht und bedeutet im theologischen Sinne "eine Offenbarung an den Menschen durch göttlich gewirktes Schauen, das gewöhnlich mit Ekstase verbunden ist — doch ist die Gefahr der Selbsttäuschung groß" (Herders Lexikon).

Die Frage ist: wer unterliegt hier der Selbsttäuschung? — Zweifellos Herr Weinstein — aber er projiziert seine Vision auch großflächig auf alle Deutschen, die den "großartigen Gedanken" der "Intregation" in Waffenrock und Ehrenkleid eben hinzunehmen hätten — vor allem, da ja die Hoffnung besteht, daß sich "ein Korpsgeist entwickle". Selbsttäuschung? — oder Täuschung? Aber ruhig, es ist noch nicht so weit. Nach Herrn Weinsteins "Fahrplan" wird dem "Bewußtsein des einzelnen Deutschen...viel Zeit gelassen" und das hat für Herrn Weinstein "et was psychologisch sehr Beruhigendes". Denn: — alle 'mal herhören: "An eine allgemeine Wehrpflicht ist im Herbst 1954 — vorausgichtlich aber oret im April 1955 gu deuten. sichtlich aber erst im April 1955 zu denken. - Dieser Terminkalender zeigt, wie unnötig einerseits die Aufregung über die allgemeine Wehrpflicht ist."

Die Hypnose wird geschickt dosiert und man sieht förmlich, wie der große Zauberer mit Beschwörungsformeln gestikuliert: "— Krieg, den niemand will —", "— bittere Feststellung —", "— wird im übrigen nie in der jetzt geplanten Form entstehen —", "— an die zur Zeit nicht zu denken ist —".

Aber nun wird die Selbsttäuschung vollkommen und der Hypnotiseur insceniert sich einen Abgang, bei dem ihm der Beifall der Entrückten sicher scheint:

"Von den deutschen Divisionen gilt in diesem besonderen Fall das, was ein sterbender französischer Offizier allgemein vom Krieg sagte, als er meinte, der Krieg sei eine zu ernste Sache, als daß man ihn nur den Militärs anvertrauen könnte.

Ich muß gestehen, daß ich jenen sterbenden französischen Offizier nicht kenne, der allgemein vom Krieg etwas sagte, als er etwas meinte. Ich kenne diese story von Tucholsky.") Herr Weinstein hochstapelt allerdings mit 2 bescheidenen Worten, die bei Tucholsky nicht stehen. Tucholsky zitierte nicht den "Krieg im allgemeinen", sondern er stellt die Anekdote als Motto über ein Kapitel, das "Kreuz und rasselnder Ruhm" betitelt ist. Außerdem läßt er das kleine, bedeutungsvolle Wörtchen "nur" weg. Er sagt schlicht: "— als daß man ihn den Militärs anvertrauen könnte". Mit diesem Wörtchen "nur" schmuggelt Herr Weinstein seine militärische Vision der Integration in Tucholskys Ironie hinein und beschwört so mit einer winzigen Zauberformel die Illusion.

Die erste Geschichte des Tucholsky-Kapitels ist übrigens mit Vision" überschrieben. Der letzte Absatz der "Vision" lautet bei Tucholsky so: " — und darüber, daß sich morgen alle Omnibusschaffner, Metrokontrolleure, Universitätslehrer und Milchhändler, in eine tobende, heulende Masse verwandeln, die nur den einen Wunsch hat, aus den Berufsgenossen der anderen Seite einen stinkenden Brei zu machen, der in den Sandtrichtern verfault - - Morgen wieder? - Morgen wie-

Soweit Tucholskys Vision.

Aber warum sollten sich die beiden Visionen nicht verschmelzen zur Realität, die keine Selbsttäuschung mehr ist? — denn daß mit dem stinkenden Menschenbrei, der in den Sandtrichtern verfault, die totale Integration erreicht ist, das wird selbst Herr Weinstein zugeben müssen.

H. D. Steinbichler

Bestürzt hört man, mit welch offensichtlicher Zufriedenheit der Verfasser feststellt: Die Nation werde sich — nicht etwa in Form eines Schocks, nein, ganz allmählich — in die Tatsache der Wiederbewaffnung und der allgemeinen Wehrpflicht einfinden können, die zur Zeit noch den Stempel des Außergewöhnlichen können, die zur Zeit noch den Stempel des Aubergewohnlichen trüge ...; Ja wird diese Tatsache denn zu anderen Zeiten eine Lappalie sein? Und ist der Gedanke des langsamen Sichhineinfindens und Eingewöhnens in politische Gegebenheiten, wobei es sich fast immer um einen passiven Vorgang handelt, nicht außerordentlich gefährlich? Hat nicht jeder deutsche Student sich innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit an a) Kampf für Führer, Volk und Vaterland, b) Nie wieder Krieg, Völkerverstän-

°) Wie mir Frau Gerold-Tucholsky mitteilt, scheint er auch von ihrem verstorbenen Mann erfunden worden zu sein. Unter seinem Pseudonym Peter Panter veröffentlichte er sie in der "Weltbühne" vom 24. Januar 1928, S. 133. — Soweit die Autorität, auf die sich Herr Weinstein bezieht.

Die Buchhandlung

für den Mediziner

# **JOHANNES ALT**

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaften

FRANKFURT A. M.-SUD 10

Gartenstraße 134 · Telefon 61993 · Gegründet 1868

Jett wieder in den erweiterten Geschäftsräumen Gartenstr. 134, Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätskliniken digung, Abrüstung, und c) Wiederbewaffnung, allgemeine Wehr-pflicht, erneute Politik der Stärke gewöhnen dürfen, wurde daran gewöhnt oder soll noch daran gewöhnt werden?

Möglicherweise ist es berechtigt, eine stumpfe Masse, falls sie als solche existiert, mit psychologischer Beeinflussung und lang-samer Gewöhnung "auf dem Wege des Guten", oder wie sonst man es nennen mag, vorwärts zu drängen. Vielleicht hat für eine solche Masse die Aussicht, sich mit aller Ruhe an die Wiederbewaffnung gewöhnen zu können, tatsächlich etwas "psychologisch sehr Beruhigendes", wie der Verfasser andeutet. Doch besitze ich selbst, und mancher andere, nicht den Ehrgeiz, zur Masse zu zählen: Wir können Herrn Weinstein das psychologisch Beruhigende der augenblicklichen Entwicklung nicht bestätigen; und wir werden uns wohl schwerlich über 50 000—60 000 Frei-willige hinweg "mit der Zeit an die Allgemeine Wehrpflicht und die deutsche Wiederbewaffnung gewöhnen".

Der Krieg ist, wie der Verfasser am Schluß seines Artikels sehr richtig zitiert, eine viel zu ernste Sache, als daß man ihn nur den Militärs überlassen könnte; ebensowenig aber ist er mit einigen beschwichtigenden Sätzen "fürs erste abzutun". Man sollte im Gegenteil die Stellungnahme der Betroffenen, bei uns also der Studenten, herausfordern.

Walter Klingmüller, stud. nat.

#### Bemooste Bezirke

Sehr geehrter Herr Schaffernicht!

Ihr Artikel in Heft I des Diskus ist ganz gewiß originell und entbehrt nicht eines gewissen Spottes, über den selbst jene, die verurteilt werden sollten, ein Lächeln nicht unterdrücken können. Glauben Sie, Magnifizenz habe an den AStA gedacht, als er von einer Tendenz des Sich-von-oben-lenken-lassens sprach? Ist das Parlament unten? Man soll schon von Parlamenten gehört haben, die über den Willen ihrer Auftraggeber sich hinwegsetzten. Ihre Formulierung, "man war Masse und war dagegen" läßt fast den Eindruck entstehen, als hätten Sie das Monopol der politischen Weisheit.

Die Studentenschaft hatte die Einrichtung des Parlamentes gutgeheißen; kann ihr Recht bestritten werden, dieses Parlament wieder abzuschaffen? Die Frage lautet also nicht: soll das (jetzt amtierende) Parlament aufgelöst werden - es hätte sich meines Erachtens nur selbst auflösen können - sondern: soll das Parlament als Institution abgeschafft werden. Diese Fragen zu beantworten und zu entscheiden, war allein die Vollversammlung

Meine Zuschrift mag Ihnen beweisen, daß es sich nicht nur um bemooste Daseinsbezirke der Mediziner" handelte. Ihre Forderung nach politischen Ambitionen unterstütze ich. Um der geistigen Freiheit willen müssen wir aber aussprechen, daß die Form das Wesen der Politik nicht ausmacht. Wenn das zu erkennen war, dann war die Debatte in der Vollversammlung nicht vergebens. Man hat dem Parlament noch eine Chance gegeben: es nütze sie! W. Fastabend

Vor etwa einem halben Monat haben die Vertreter der Fachschaft Medizin im Studentenparlament den Antrag gestellt, die bestehende "Satzung der Organe der Studentenschaft der Johann Wolfgang Goethe-Universität" aufzuheben und die alte Satzung, die vor Einführung des Parlamentes galt, wieder einzuführen. Der Antrag enthielt folgende Fragen:

1. Was hat das Studentenparlament in den beiden Semestern

2. Welche dieser Aufgaben hätte nicht genau so gut vom AStA

(in seiner alten Form!) gelöst werden können? Auch die Gegenredner in der Aula mußten zugeben, daß man dem Parlament keine Produktivität nachrühmen könne. Sicher

hätten alle wichtigen Geschäfte auch von einem AStA erledigt werden können.

Es hatte verschiedene Gründe, weshalb das Parlament nicht zu einem arbeitsfähigen Grenium werden konnte. Vor allem wurde für wesentliche, d. h. die Studentenschaft interessierende Dinge sehr wenig Zeit geopfert, während für in diesem Sinne unwesentliche Punkte, wie etwa den Fragenkomplex Birkner-Studentenzeitung, viel zu viel, ja der größte Teil der Zeit ver-geudet wurde. Die leidenschaftlichen und z. T. unsachlichen Debatten über solche, die Gemüter erregenden Themen zogen sich oft von 19 bis 23 Uhr hin, so daß für die anderen Tagen ordnungspunkte, wie Mensapreise, Selbsthilfeaktion, Studentenheim-Arbeitsdienst oder Schulgeldfreiheit wenig Zeit übrig blieb; sie wurden entweder in wenigen Minuten abgetan oder

Man konnte sich auf Grund der zahlreichen, rein politischen Anträge des Eindrucks nicht erwehren, daß ein Teil der Vertreter das Parlament als eine politische Miniaturbühne auffaßten, als ein Sprungbrett in die große Politik.

Andere pflegten ihr persönliches Geltungsbedürfnis und ein übertriebenes Ehrgefühl. Die einen meinten, sie müßten unbedingt zu jeder Frage Stellung nehmen, die anderen reagierten auf jeden kleinen Angriff mit ellenlangen, schriftlich formulierten persönlichen Feststellungen und Erklärungen. Inzwischen sind in Rundfunk, Presse und Studentenversammlungen zahlreiche Argumente für ein Studentenparlament vorgebracht wor-

Man sagt, das Parlament sei notwendig zur politischen und demokratischen Erziehung der Studenten. Ich bin nicht gegen eine demokratische Erziehung und die Erörterung politischer Fragen innerhalb der Studentenschaft, sondern vertrete lediglich

# Luise Pollinger

PAPIER . BUROBEDARF . DRUCKSACHEN

Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

KOLLEG-BEDARF

Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenh. Landstr. 131 (nächst der Universität)

und an der Flaschenwand immer so viel Flüssigkeit haften bleibt, daß sie das Ausgangsmaterial für die nächste Verdünnungsstufe liefert. Spielen schon bei dem ersten Verdünnungsmodus Adhäsionsvorgänge eine nicht ganz zu vernachlässigende Rolle, so werden sie beim zweiten zum Hauptfaktor. Die nach der letzten Methode hergestellten höheren Potenzen sind in Wahrheit wesentlich tieferen Verdünnungsstufen gleichzusetzen. Eine wissenschaftliche Diskussion ist daher nur auf der Basis der Mehrglasmethode möglich.

Welche Verdünnungsstufe im Einzelfall angewandt werden soll, ist lediglich Sache der Empirie. Da aber in vielen Fällen nichts schwieriger zu beurteilen ist als der therapeutische Erfolg, zumal wenn es sich um individuell behandelte Einzelfälle handelt, ist allen Irrtumsmöglichkeiten Tür und Tor geöffnet. In der Praxis sind bewußt oder unbewußt ausgeübte suggestive Einwirkungen, Einflüsse von gleichzeitigen Änderungen der Lebensweise und Diät oft kaum von der Arzneiwirkung zu trennen. Selbst bei einer so gut fundierten Therapie wie der mit Digitalis und Strophantin hat es nie an Ungewißheiten und Meinungsschwankungen gefehlt. Man kann sich daher nicht wundern, daß sie wie bei der unspezifischen Reiztherapie auch bei homöopathischen Verordnungen eine große Rolle spielen. Es bedarf eines sehr nüchternen und der Wissenschaft verantwortlichen Sinnes, um hier den Boden der Tatsachen nicht unter den Füßen zu verlieren.

#### 5. Pharmazeutisches

Die Homöopathie hat eine eigene Pharmazie entwickelt, die gewissenhaft und zuverlässig von den großen Zentralinstituten von Schwabe und Madaus ausgeübt wird. Typisch ist die Verwendung von Frischpflanzen, wo die Art der Droge es zuläßt, ferner die Verdünnung der Tinkturen mit Spiritus dilutus, die Befeuchtung von Streukügelchen mit den Dilutionen, die Herstellung von Milchzuckerverreibungen und Tabletten aus unlöslichen Substanzen, ihr moderner Ersatz durch koloidale Lösungen und ihrer Verdünnungen. Auch in der Testung der Ausgangsdrogen und dem chemischen und physikalischen Nachweis des Verdünnungsgrades mit Hilfe der Kapillarfluoreszenzanalyse und anderer Verfahren sind bemerkenswerte Fortschritte erzielt worden.

Diese analytischen Methoden sind sehr wichtig, weil sich schon die mittleren homöopathischen Verdünnungen oft weder durch Aussehen, Geruch noch Geschmack verraten und der Arzt daher oft nicht in der Lage ist, die Arzneiabgaben der Apotheken bei Selbstanfertigung auf ihre gewissenhafte Ausführung zu überprüfen.

In früheren Zeiten haben systematische Kontrollen oft zu grotesken Entdeckungen geführt. So fand man eine Apotheke, die sich auf Grund ihrer negativen Einstellung nicht scheute, sämtliche verlangte homöopathischen Dilutionen aus einer großen Flasche Spiritus delutus abzufüllen. Amüsant ist jenes Erlebnis eines Arztes, der einen Angestellten mit einem Rezept zur Apotheke schickte, während seine Frau diesem gleichzeitig einen Bestellzettel mitgab, auf dem Estremadura 6, ein Woligarn von bestimmter Fadenstärke vermerkt war, das aus einem Spezialgeschäft geholt werden sollte. Der Bote gab aber versehentlich beide Zettel der Apotheke, und der Arzt erhielt zu seinem nicht geringen Erstaunen ein Fläschchen mit dem Etikett Estremadura D 6!

Die Verhältnisse sind im ganzen jetzt wesentlich besser geworden, zumal seitdem sich die Apotheken meist auf die Abgabe der von den erwähnten Unternehmungen hergestellten Originalpackungen beschränken. Aber die Erfahrung lehrt, daß trotzdem oft falsche Verdünnungen abgegeben werden, wenn die verlangte nicht vorrätig ist.

#### 6. Über die Grenzen der Homöopathie

Bei der Erwähnung der homöopathischen Quecksilbertherapie ist auch von ruhrartigen Darmkatarrhen die Rede gewesen. Es wäre heute nicht mehr zu empfehlen, bei Ruhr diesen Weg einzuschlagen, seitdem wir in den Sulfonamiden fraglos viel schneller und zuverlässiger wirkende Mittel besitzen. Es ist eigentlich selbstverständlich, daß ein auf die ratürlichen regulativen Vorgänge bei dieser Krankheit reiztherapeutisch abgestimmtes Medikament mit viel mehr Unsicherheiten belastet sein muß als ein solches, das antiparasitär den Erreger selbst abzuschwächen oder zu vernichten vermag und damit die beste Voraussetzung für den schnellen natürlichen Ablauf des Heilungsvorganges schafft. Somit fallen alle Infektionen aus dem homöopathischen Behandlungsbereich heraus, für die ein wirksames Chemotherapeuticum oder Anti-Lioticum gefunden worden ist.

Ebenso verhält es sich mit jenen Medikamenten, die substituierend in Krankheitsprozesse eingreifen, um biologisch notwendige und dem Körper aus irgend einem Grunde fehlende Wirkstoffe zu ersetzen. Die Leberpräparate bei der Perniziosa, das Insulin, D-Vitamin und die Hormone gehören hierher, ebenso die bei der Achylie oft unentbehrliche Salzsäure. Hier ist es ebenfalls selbstverständlich, daß das reiztherapeutische Prinzip auch bei sorgsamster homöopathischer Abstimmung den noch dazu oft auf Atrophie beruhenden Organausfall nicht zu stimulieren vermag. Bei den hierauf beruhenden Krankheiten hat daher das homöopathische Prinzip nie Nennenswertes ausrichten können, und wir verstehen jetzt, warum dies auch nie anders sein konnte.

Ebenso sinnlos wäre es, eine Gallenkolik homöopathisch behandeln zu wollen, statt eine Morphiuminjektion zu verabfolgen. Es gibt eine ganze Anzahl solcher im Gegensatz zu allen anderen rein palliativ-symptomatischer Mittel, die trotz dieser im Wesen des Gegensatzprinzips liegenden Einschränkung ihres Wirkungskreises oft unentbehrlich sind. Sind es doch gerade diese Mittel, welche dem Menschen unserer Zeit Erleichterung vieler qualvoller Zustände schaffen, denen er in früheren Epochen ziemlich hilflos ausgeliefert war.

So bleibt für die homöopathische Behandlung neben manchen akut infektiösen Zuständen der Alltagspraxis, die man nicht unbedingt in jedem Fall mit dem schweren Geschütz der Sulfonamide und Antibiotica behandeln sollte, vor allem das weite Gebiet der chronischen Krankheiten, soweit sie nicht den erwähnten anderen Prinzipien oder der Chirurgie unterliegen und soweit noch genügend antriebsfähige reaktive Regungen vorhanden sind, um wenigstens achtbare Teilerfolge zu erzielen.

In dieser Hinsicht ist die Homöopathie neben vielen anderen therapeutischen Sonderbestrebungen wie z. B. die Naturheilkunde eine wertvolle Ergänzung und Erweiterung der üblichen Therapie - obwohl man eingestehen muß, daß auch mit ihrer Hilfe das Problem der Behandlung chronischer Krankheiten noch in keiner Weise befriedigend gelöst ist. Vielmehr hat die ärztliche Wissenschaft und Kunst mit diesem Problem noch ebenso schwer und mühevoll zu ringen wie schon Hahnemann, der sein ganzes Leben lang von ihm in Bann gehalten wurde und gerade durch seine undurchsichtigen Schwierigkeiten zu den meisten seiner Einseitigkeiten und Übertreibungen verleitet wurde. So lange aber dieser Zustand noch besteht, hat jede Heilmethode ihr Daseinsrecht, die auch nur einiges zu seiner Besserung beizutragen vermag, auch wenn sie angesichts der unübersehbaren Fülle aller therapeutischen Möglichkeiten nicht jedermanns Sache ist und es auch nicht sein kann.

### Ein altes medizinisches Problem

Von Hans Ritter

Auf dem diesjährigen Therapiekongreß in Karlsruhe war ein Vormittag zum ersten Male der Homöopathie gewidmet. Sie verdankte dies der Grundidee dieser Veranstaltung, gerade den Ärzten in der Praxis einen möglichst breiten Querschnitt durch alle therapeutischen Möglichkeiten unserer Zeit zu geben und dabei auch solchen Raum zu gewähren, die abseits von dem unantastbaren Kern- und Wesensgebiet der wissenschaftlichen Therapie liegen, wie sie auf den Hochschulen gelehrt wird. Da aber jeder Arzt dann und wann den Spuren dieser eigenartigen Heilmethode begegnet, auch wenn er selber nicht bereit ist, ihnen auch nur um Schritteslänge nachzugehen, erhebt sich bereits für den Lernenden die Frage, was es mit dieser Homöopathie noch heutigen Tages auf sich habe.

#### 1. Historisches

Wir begegnen hier zunächst der bemerkenswerten Tatsache, daß kaum ein ärztlicher Name des Ausgangs des 18. Jahrhunderts sich so dauerhaft in unserer Zeit bewahrt hat wie der Samuel Hahnemanns, des Begründers der Homöopathie. Selbst Namen wie Corvisart, Laennec, Hufeland verblassen gegen ihn, obwohl die Grundlagen unserer modernen Medizin von Männern ihres Schlages geschaffen wurden, während Hahnemann bereits zu seinen Lebzeiten in jene abseitige Stellung gedrängt wurde, die seine Lehre bis auf den heutigen Tag mit sich freilich allmählich vollziehender Auflockerung eingenommen hat.

Hahnemann war in der ersten Phase seiner Entwicklung ein durchaus wissenschaftlicher Geist. Er besaß eine umfassende Kenntnis der medizinischen Literatur seiner Zeit und verfügte außerdem über seine Berufsgenossen wesentlich übertagende chemische und pharmazeutische Kenntnisse. Er hatte einen klaren praktischen Kopf und besaß eine seltene ärztliche Beobachtungsgabe.

Sie trat am einleuchtendsten auf dem Gebiet der Hygiene und Diätetik hervor. Seine Ratschläge betr. die Pflege und Ernährung der Kranken, die Sanierung von Elendsquartieren, Gefängnissen und Irrenanstalten haben auch heute noch Gültigkeit. Er war der erste, der unsichtbare belebte Agenzien als Ursache der Cholera schon zu einer Zeit annahm, als Hufeland diese Seuche noch als eine Art Epilepsie des Darms bezeichnete. Er schlug folgerichtig bereits vor, die Wäsche und Kleidungsstücke der Kranken durch Erhitzen im Backofen unschädlich zu machen.

Auch der Anfang seiner Arzneitherapie stand noch unter klaren wissenschaftlichen Vorzeichen. Damals war es üblich, die Kranken mit vielfach in kunstvoll aufgebauten Rezepten kombinierten Arzneien in uns heute oft unfaßbaren Dosen zu behandeln. Alles beruhte auf altem Herkommen und vagen theoretischen Vorstellungen. Wie ist es möglich, fragte sich Hahnemann, verschiedene Mittel zugleich zu verordnen, wenn man von keinem einzigen die Wirkung überhaupt richtig kennt. So kam er dazu, zuerst einmal mit einzelnen Mitteln Experimente an sich und anderen gesunden Personen anzustellen, indem er anfangs durchaus massive Dosen dieser Mittel verabfolgte und dann sorgsam in allen einzelnen Symptomen die "Befindensstörungen" registrierte, die sich daraufhin einstellten.

Er wollte bei dieser Gelegenheit festgestellt haben, daß nach der Einnahme von Chinapulver bei ihm ein Zustand auftrat, der in seinen subjektiven Empfindungen — Temperaturmessungen waren damals noch nicht allgemein üblich — Ähnlichkeit mit dem ihm aus früherer Zeit vertrauten Wechselfieberanfall zu haben schien.

Außerdem wollte Hahnemann vielfach beobachtet haben, daß eine zweite natürliche Krankheit, wenn sie auf eine bereits vorhandene stößt, diese zum Verschwinden bringt, aber nur dann, wenn die zweite mit der ersten eine gewisse Ähnlichkeit hat. Er beschloß daher, diesen Naturheilvorgang künstlich nachzuahmen, d. h. bei vorhandener Krankheit eine zweite künstlich erzeugte hinzuzufügen. Solche künstliche Gesundheitsstörungen waren ihm die bei den Prüfungen auftretenden "Arzneikrankheiten", deren Bild von ihm durch das aus toxikologischen Berichten gewonnene Material weitgehend vervollständigt wurde.

Durch Verknüpfung dieser fein- und grobtoxikologisch gewonnenen Ergebnisse mit dem Erlebnis seines Chinaversuches und deren therapeutischer Wirksamkeit bei der Malaria kam er somit zu seiner Heilregel: similia similibus curentur, d. h. um eine Krankheit zu heilen, wähle man eine Arznei, die im Prüfungsversuch und toxikologisch in der Lage ist, ein dieser Krankheit möglichst ähnliches Symptomenbild zu erzeugen. Bei seinen praktischen Versuchen kam nun Hahnemann, der zuerst auch therapeutisch recht materielle Dosen gebrauchte, zu der Beobachtung, daß nach so verordneten Arzneien Verschlimmerungen auftraten, die erst in der Folge von einer günstigeren Wendung gefolgt war, die er als die therapeutisch allein wirksame Nachwirkung bezeichnete. Die oft zu starken Erstreaktionen führten ihn zu anfangs maßvoller, aber sehr bald ins Ungemessene sich steigernden Verdünnungen, die er in Stufen vornahm und von denen jede sich von der vorangehenden um das hundertfache unterschied. Diese Verdünnungen wurden von ihm als "Potenzen" bezeichnet, ein Ausdruck, der sich bis heute erhalten hat, aber insofern seiner Konzeption nach irrig war, als Hahnemann das Wesentliche nicht in der stofflichen Verringerung sondern in einer durch sein Verdünnungs- und Schüttelungsverfahren sich steigernden therapeutischen Wirkung sah.

Das ist in groben und entsprechend unvollständigen Zügen der wesentliche Kern der Lehre Hahnemanns. Sie sollte tunlichst zunächst nur aus seinen Zeitverhältnissen und nach dem damaligen Stand der Medizin zu verstehen gesucht werden. Ein solches allgemeineres Verständnis war damals durchaus möglich, was schon daraus hervorgeht, daß H u f e l a n d die ersten grundlegenden Aufsätze Hahnemanns in seinem Journal, der führenden ärztlichen Zeitschrift Deutschlands, aufnahm. Eine Wendung trat aber sehr bald ein und nahm in der zweiten Lebenshälfte Hahnemanns die Form einer immer heftiger werdenden Fehde an, die bis in unsere Zeit die ärztliche Welt nie ganz zur Ruhe kommen ließ.

Zunächst war dies ein psychologischer, in Hahnemanns Charaktereigenschaften begründeter Vorgang. Als sich ihm seine Lehre in der geschilderten Weise zum System verdichtet hatte, erstarrte sie schnell zum Dogma, das von ihm mit rücksichtsloser Intoleranz und Überheblichkeit vertreten wurde. Sein im Hinblick auf die damaligen ärztlichen Gepflogenheiten berechtigter Kampf gegen den Aderlaß wurde zur völligen Verneinung dieses in besser abgewogenen Indikationen immer noch therapeutisch nützlichen Eingriffs. Jede nach einem nicht homöopathischen Gesichtspunkt erfolgende Arzneianwendung brandmarkte er als bestenfalls palliativ, jedoch nie wirklich heilsam, ja als im Grunde geradezu verderblich für die Kranken, wobei er vor den schlimmsten Beleidigungen seiner Kollegen nicht zurückschreckte.

Kein Wunder, daß die Fronten sich bald scharf abgrenzten, die Homöopathie auf eine ghettoartige Abseite gedrängt wurde und der ganze unerhörte Entwicklungsgang der wissenschaftlichen Medizin vonstatten ging, ohne wesentlich von den reformatorischen Ideen Hahnemanns beeinflußt worden zu sein.

Aber andererseits liegt es in diesem von späteren Generationen übertrieben schroff geführten Abwehrkampf begründet, daß die Homöopathie, die man vernichten wollte, sich bis jetzt erhalten konnte und in wesentlichen Zügen das Gepräge bewahrt hat, das Hahnemann ihr gab. Auch heute noch gibt es Hahnemannianer strenger Observanz, vor

allem in außerdeutschen Ländern, während sich gerade in und dem Wesen einer systematischen Nachprüfung wider-Deutschland schon zu seinen Lebzeiten eine von ihm heftig sprechend erscheinen lassen. befehdete kritische Richtung abhob. Sie vertritt zwar heute auch die Hauptprinzipien seiner Lehre, aber in einer unseren wissenschaftlichen Erkenntnissen angepaßten und entsprechend reduzierten Form.

Mit dieser Richtung, die in Männern wie Wapler und Stiegele ihren Schwerpunkt gefunden hat, ist die Diskussion weiter zu führen. Sie erhielt durch Wissenschaftler wie Hugo Schulz und Bier jeweils frische Nahrung und hat trotz vieler gegenteiliger Meinungsströmungen nicht aufgehört, die Homöopathie zu einem in vieler Hinsicht immer wieder interessanten Problem zu machen.

Wie verhält es sich nun unter dem heutigen Aspekt mit den Hauptpunkten der homöopathischen Lehre?

#### 2. Der Arzneiversuch am Gesunden

Es ist im Prinzip keine unsinnige Forderung, Arzneien vor dem Gebrauch am Kranken nicht nur tierexperimentell, sondern ergänzender Weise auch durch den Versuch am gesunden Menschen zu prüfen. Man könnte dadurch überhaupt erst einmal einen Eindruck von der Wirkungsrichtung einer neuen Droge bekommen, um dann durch Tierexperimente tiefer einzudringen, als es mit jenem möglich ist. Außerdem gibt es viele selbst heroische Mittel wie z. B. Jod und Arsen, die im Tierexperiment nicht so ergiebig sind wie die klassischen Alkaloide und Glykoside und daher durchaus solcher Ergänzungen bedürftig wären.

Aber die Ausführung solcher Arzneiversuche am Gesunden ist schwierig und problematisch. Hahnemann sah unbedenklich alle Symptome, die während der Prüfungen auftraten, als Arzneisymptome an, die meisten seiner früheren Nachfolger verfuhren ebenso. So entstand Hahnemanns "Reine Arzneimittellehre", die bei einzelnen Mitteln oft tausend und mehr solcher Symptome enthält. Sie unterscheiden sich oft nur in kleinen subjektiven Ausdrucksvarianten, wurden nach Körperregionen geordnet und bildeten so ungeheure. Symptomenkonvolute, welche jede Übersicht vereiteln.

Sehr deutlich ist besonders in Hahnemanns Arzneimittellehre zu erkennen, daß bei manchen Prüfern bei allen ihnen verabfolgten Mitteln im wesentlichen die gleichen gewöhnlich neurasthenisch gefärbten Eigensymptome auftraten. Diese können also überhaupt nicht als durch das jeweilige Mittel verursacht angesehen werden. Auch wurden fraglos häufig Symptome interkurrenter, durch Erkältung oder sonstwie bedingter Erkrankungen hinzugezählt.

Praktisch wären daher die meisten in der Homöopathie gebräuchlichen Mittel einer Nachprüfung nach modernen Gesichtspunkten bedürftig. Solche Prüfungen wurden unter Berücksichtigung aller objektiven Befunde, des Blutstatus und des Ekg vor allem von Schöler vorgenommen. Es wurden auch alle nur denkbaren Kautelen in Gestalt der Verheimlichung des Namens Arznei, der Einschaltung von Vor- und Nachkontrollen und des Einschaltens von Placeboverabfolgungen eingeführt.

Das Ergebnis war ein enormer "Symptomenschwund", d. h. während die alten Prüfer in fast jedem Fall über eine sehr große Zahl von an sich beobachteten Symptomen berichteten, ist diese Zahl jetzt sehr viel kleiner geworden, auch sind sie uncharakteristischer und lassen oft gerade diejenigen Symptome vermissen, die auf Grund alter Angaben als besonders charakteristisch hingestellt werden. Ganz besonders dürftig waren die Prüfungen, welche von wissenschaftlicher Seite, z. B. von Martini zur Kritik der Homöopathie angestellt wurden.

Das alles gibt natürlich sehr zu denken. Eine Hauptsache Eigensymptomen vermittelst der Vorprüfung und damit ihre Ausschaltung aus dem Prüfungsergebnis. Aber es gibt auch Momente, welche einen Teil dieses Schwundes als unecht chung er aufzuhören hätte.

Das gewichtigste liegt in einer von vornherein negativistischen Einstellung der Prüfer, in einem wenn auch nur unbewußten "ceterum censeo" des Widerlegenwollens.

Ein zweites liegt in unseren Zeitverhältnissen. Eine erfolgreiche Arzneiprüfung setzt eine ungeteilte Aufmerksamkeit der Prüflinge voraus. Jeder weiß, daß selbst deutliche Schmerzsymptome durch Ablenkung völlig aus dem Bewußtsein gedrängt und andererseits durch egozentrische Wehleidigkeit gesteigert werden können. In der Hast und Vielgeschäftigkeit unseres Daseins gibt es genug Anlässe der ersteren Art. Die beschaulicheren Lebensumstände früherer Zeiten boten daher für die Arzneiprüfungen wesentlich günstigere Voraussetzungen. Es ist somit kein Wunder, daß selbst bei homöopathisch interessierten Prüfern die Ergebnisse nicht selten dürftig sind.

Und dennoch ist das Prinzip der Arzneiprüfung am Gesunden nicht falsch, unter der Voraussetzung, daß die Dosen nicht zu klein gehalten und gegebenenfalls bis zur Grenze des Zuträglichen gesteigert werden. Ein gutes Beispiel sind die unfreiwilligen "Arzneiprüfungen", die wir im täglichen Leben unter der Einwirkung des Coffeins beobachten. Unbekömmlichkeitserscheinungen wie erhöhte nervöse Reizbarkeit, Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit und Herzklopfen sind organotrope Hinweise auf das Zentralnervensystem und den Kreislaufapparat, die auch für eine homöopathische Mittelwahl mit Nutzen verwertet werden können und dann andere Dosen erfordern als die dem Genuß dienenden. Auch die Wirkung kleiner Alkoholdosen auf zerebrale und kardiovalsculäre Schwächezustände des Alters und ihr Verhältnis zu den bekannten Intoxikationserscheinungen sprechen nach derselben

Interessant ist ein Bericht von Gutzeit über eine Vergiftung durch mit Natriumsilikofluorid verunreinigtes Brot. Es kam neben Magendarmerscheinungen bei 25 der 34 Vergifteten zu epileptiformen Anfällen. Als von den Ärzten des Gesundheitsamtes mit vorsichtigen Brotmengen eine Nachprüfung vorgenommen wurde, traten Benommenheit im Kopf, Kältegefühl in Händen und Füßen und Gliederzuckungen auf, also zerebrale Reizerscheinungen als feintoxikologisch erzielte Vorläufer der epileptischen Anfälle des vollen Vergiftungsbildes. Sie zeigen deutlich, daß mit Prüfungen solcher Art, die einem homöopathischen Arzneiversuch gleichgestellt werden können, doch schon deutliche organotrope Hinweise gewonnen werden, andererseits aber auch, wie sehr jede feintoxikologische Studie solcher Art der Ergänzung durch die Toxikologie bedarf. Deshalb hatte Hahnemann folgerichtig in seine Arzneimittellehre alles eingebaut, was er an toxikologischer Symptomatik zusammentragen konnte. Alles zusammengenommen bleibt daher auch heute noch die Schlußfolgerung, daß der Arzneiversuch der Homöopathie zum mindesten bei manchen Drogen und bei genügender kritischer Würdigung aller Umstände einen gewissen integrierenden Wert für die Pharmakologie haben könnte. ohne damit der pharmakologischen Forschung den geringsten Abbruch zu tun. Es würde vielmehr eine solche Verwendung des Arzneiversuches meist in logischer Fortentwicklung zu ihren Experimenten führen, wie wir es bereits bei manchem aus der Homöopathie stammenden Mittel wie Crataegus, Barium etc. erlebt haben.

#### 3. Das Ähnlichkeitsprinzip

Es ist nicht leicht, dieses in unsere moderne ärztliche Denkweise zu übersetzen, denn es ist nicht zu bestreiten, daß seine Formulierung wohl praktisch-heuristischen Wert besitzt, aber doch jeder wissenschaftlich ausreichenden Kontur entbehrt.

Ist doch der Begriff Ähnlichkeit ohne jede mathematischdieses Symptomenschwundes ist die bessere Erkennung von sachliche Schärfe. Wohl könnte man definieren, daß er bei der ersten Abweichung von der Gleichheit beginnt, doch läßt sich keineswegs darlegen, bei welchem Grad der Abwei-

Wohin diese Verschwommenheit führen kann, zeigen bereits jene Beispiele von Heilungen nach der Ähnlichkeitsregel, welche Hahnemann in seinem Organon zur Begründung seiner Heillehre zusammengetragen hat. Viele von ihnen sind geradezu an den Haaren herbeigezogen.

Fraglos festeren Grund bekommt man, wenn man von dem Begriff der Organotropie ausgeht. Quecksilber z. B. ruft toxisch entzündliche Erscheinungen in der Mundhöhle und im Darmkanal hervor. Die letzteren sind mit blutig-schleimigen Stühlen verbunden, machen mithin ein Krankheitsbild, das anatomisch im Dickdarm lokalisiert ist und weitgehend mit einer Ruhr übereinstimmt. In der Homöopathie hat daher diese Substanz bei der Stomatitis, bei Anginen und ruhrartigen Darmkatarrhen therapeutische Bedeutung, sie bedient sich also gerade der organotropen Richtung der Arznei, welche sie toxikolisch erkennen läßt.

Es ist einleuchtend, daß gröbere Dosen in solchem Fall nur eine Verschlimmerung der Beschwerden hervorrufen können. Es müssen daher so kleine gewählt werden, daß "der schädigende Reiz gerade in den heilenden umschlägt". Diese Formulierung Waplers ist fraglos etwas zu schematisch, hat aber auf jeden Fall den Vorteil, daß sie dem in der Homöopathie üblichen Abgleiten in zu hohe Verdünnungen Grenzen setzt.

Das sog. Arndt-Schulzsche Grundgesetz von der unterschiedlichen Wirkung kleiner, mittlerer und großer Dosen, die daraus abgeleitete Wirkungstypenhypothese Kötschaus mit ihren ein- und mehrphasigen Kurvenabläufen, das Ausgangswertgesetz Wilders, die zahlreichen modernen Beobachtungen über die Phasenwirkungen der Arzneien gehören alle in diesen wichtigen, für die Homöopathie grundlegenden Kreis der Phänomene.

Aus der praktischen Erfahrung kommen dann die Beobachtungen über die oft erhöhte Sensibilität erkrankter Gewebe hinzu. Sie machen es verständlich, warum ein Quecksilberreiz in kleiner Dosis sich vorteilhaft auf eine Angina oder Stomatitis auswirken kann und andererseits viel zu gering ist, um gleichzeitig den nicht erkrankten Darm zu affizieren. Zugleich ist dies ein gutes Beispiel für die syndromatische Einschränkung der tatsächlichen homöopathischen Indikationsstellung, die keineswegs immer das totale Arzneiwirkungsbild zu berücksichtigen braucht — was oft ein wenig propagandistisch und nicht den nüchternen Tatsachen entsprechend in den Vordergrund geschoben wird — sondern oft in solcher Partialaffinität ihr Genügen findet. Das gilt für das Quecksilber im gleichen Maße, wenn nicht die Mundhöhle, sondern der Darm erkrankt ist.

Es war bereits erwähnt worden, daß Hahnemann mit seiner ausgezeichneten Beobachtungsgabe bald bemerkte, daß nach den dergestalt organotrop gewählten Mitteln Reaktionen auftraten, die er ganz im Sinne unserer modernen sog. unspezifischen Reiztherapie als Erst- und Nachwirkung bezeichnete, bzw. auch als Erstverschlimmerung und Heilwirkung.

Damit kommt er nahe an Versuche hinan, die Zimmer, einen Schüler Biers seinerzeit dazu führten, auch für die angeblich unspezifischen Reizmittel Vorzugsaffinitäten aufzudecken und nach Erweiterung dieser Versuche auf oral verabfolgte Medikamente ganz allgemein von einer organspezifischen Reiztherapie zu sprechen. Es hat daher viel für sich, die Homöopathie als eine im wesentlichen organotrop, evtl. auch funktiotrop gerichtete Reiztherapie zu bezeichnen. Die Ähnlichkeitsbeziehung ist somit der Ausdruck einer übereinstimmenden organotropen Richtung der Krankheit und des zu seiner homöopathischen Behandlung gegeigneten Medika-

Sie verliert jedoch ihre Gültigkeit, wenn sie sich als zu oberflächlich symptomatisch gesehen erweist. So kann z. B. eine Bronchitis sehr wohl homöopathisch-organotrop mit Mitteln behandelt werden, die eine entsprechende Affinität zur erkrankten Bronchialschleimhaut besitzen — wie auch unsere meisten sog. Expectorantien, die damit in nahe Beziehung zum homöopathischen Prinzip rücken - nicht aber dann,

wenn eine vom Herzen ausgehende Lungens des katarrhalischen Symptomenbildes ist. Es kommt daher darauf an, die Symptome im Sinne der Bedeutungsanalyse Grothes zu einer genügend tief fundierten syndromatischen Einheit zusammenzufügen und damit auch das wirklich erkrankte Organ einzubeziehen, d. h. in dem gewählten Beispiel nicht Expectorantien, sondern ein Herzmittel zu ver-

Die Digitaloide sind überhaupt gute Beispiele einer organotropen "Reiztherapie". Alles was die experimentelle Pharmakologie bei diesen Mitteln in reicher Fülle zutage fördern konnte, ist wohl eine wesentlich vertiefte Interpretation dieses biologischen Reizprozesses, muß aber naturgemäß an der Schwelle der in der lebenden Substanz sich abspielenden Vorgänge stehen bleiben. Aber gerade weil es sich bei den Digitaloiden um so ausgesprochen organotrop gerichtete Substanzen handelt, sind sie im eigentlichen Sinn homöopathische Mittel. Sie nehmen zum mindesten eine wichtige Brückenstellung ein, von der aus ein Eindringen in die speziellere homöopathische Problematik am leichtesten möglich ist, die über solche grobschlächtigere Organotropien tiefer in feinere funktionelle Übereinstimmungen hineinführt. Es gibt zahlreiche homöopathische Mittel, wie z. B. Carduus marianus, Cactus grandiflorus, Hamamelis, Aesculus, die in der Digitalisanwendung entsprechenden Dosen angewandt werden. Aber es sind gerade die sehr zahlreichen individueller abgestimmten, bei denen eine sich bei ihrer Anwendung empirisch ergebende erhöhte Sensibilität der erkrankten Organe zu den für die Homöopathie im engeren Sinn typischen, höheren Verdünnungen führt.

#### 4. Die Gabenlehre der Homöopathie

Ganz besonders diese Gabenlehre ist ein nie zur Ruhe gekommenes Problem der Homöopathie. Sie hat ihr nicht nur verständliche und gerechtfertigte Angriffe von der Außenseite eingetragen, sondern auch in ihren eigenen Reihen immer wieder die Geister geschieden und zur Trennung einer dogmatisch orientierten hoch- und einer naturwissenschaftlich orientierten tiefpotenzlerischen Richtung geführt.

Der gern zitierte Scherz, daß man bei Magdeburg nur ein Gramm Substanz in die Elbe zu schütten brauche, um bei Helgoland eine 30. Potenz herauszufischen, ist mathematisch gesehen nicht unberechtigt. Aber tatsächlich liegen die chemisch-physikalischen Probleme doch zu verwickelt, um auf einen so einfachen Nenner gebracht werden zu können. Für eine ernsthafte Diskussion des Verdünnungsproblems ist es aber auf jeden Fall zweckmäßiger und angebrachter, sich lediglich mit den tiefen Verdünnungsgraden bis zur 6. und evtl. noch bis zur 10. Potenz zu beschäftigen. Hahnemann verdünnte nach dem Centesimalsystem, d. h. jede Verdünnungsstufe ist um das hundertfache kleiner als die vorhergehende. Das ist auf jeden Fall unzweckmäßig, da es viel zu schnell in hohe Verdünnungen hineinführt. Trotzdem hat es sich stellenweise noch bis heute erhalten können. Im allgemeinen ist man aber bald auf das Dezimalsystem übergegangen und spricht demgemäß gewöhnlich von Dezimalpotenzen. Dieses Verfahren ist bei relativ hoch zu verdünnenden Arzneien durchaus zweckmäßig, denn es gibt viel weniger leicht zu Irrtiimern und Versehen Anlaß, eine D6 zu verordnen statt einer Solution 0,00001/10,0. Diese Deklaration der Homöopathie verdiente es daher, im Sinne historischer Folgerichtigkeit und Verbindlichkeit angewandt zu werden, statt beispielsweise bei der therapeutischen Anwendung hochverdünnten Tuberkulins lieber von Stufe VI-X zu sprechen, als von D 6-10, wie man es zuweilen im Schrifttum erleben

Der an sich überwindbare Nachteil dieser Bezeichnung von Verdünnungen beruht darauf, daß Zahlen wie D 3, 6, 10 sich so leichthin schreiben und lesen und das Bewußtwerden des damit ausgeübten starken Verdünnungsprozesses verwischen.

Hahnemann verfuhr bei seinen Verdünnungen nach der Mehrglasmethode, d. h. es wurde für jede Verdünnung eine neue Flasche verwandt. Schon zu seiner Zeit kam die Einglasmethode auf, bei der der Inhalt jedesmal ausgeschüttet wird

den Standpunkt, daß das Parlament dazu nicht geeignet ist. Wenn bei den Sitzungen von 5000 Studenten meist nur etwa 5 zugegen sind, kann man wohl von einer Breitenwirkung nicht sprechen. Auch die Protokolle vermögen diese Lücke nicht zu füllen. Sie werden nur von Wenigen gelesen und sind zu knapp gehalten. Sie zeigen nicht die Auffassungen und Gesinnungen der Abgeordneten. Eine solche Aufgabe können nur häufigere Vollversammlungen übernehmen. Hier kann jeder vor einem großen Zuhörerkreis seine Meinung sagen und seine Einstellung begründen. Nur auf diese Weise würden die Regeln einer parlatien der Vollster einem größeren Publikum großeren Publikum größeren Publikum großeren Publikum gro mentarischen Debatte einem größeren Publikum zugänglich gemacht werden. Vor allen Dingen wäre jeder Redner angesichts der kritiklustigen Menge gezwungen, sachlich und wohlüber-

der Kritiktade in Ackge gezwangen, sadifier und wonfüberlegt zu formulieren!

Wir Mediziner sprechen dem AStA und Parlament das Recht ab, im Namen der "Wähler" zu politischen Fragen Stellung zu nehmen, die über Schwalzung zu nehmen. tung (im engeren Sinne) hinaus gehen. Nicht, weil wir uns über diese Probleme keine Gedanken machen wollen, sondern weil die Vertreter lediglich zur Wahrnehmung studentischer Interessen gewählt werden. Über Fragen wie die Wiederbewaffnung usw. kann nur jeder selbst Auskunft erteilen. Für diesen konkreten Fall haben wir seinerzeit eine Urabstimmung durchge-

Als Zweites wird eingewandt, das Parlament müsse den AStA kontrollieren. Ich glaube, die Beschlüsse des alten AStA haben weniger Widerspruch erregt als manche Beschlüsse des Parlamentes. Es hat sich auf meine Frage in der Aula niemand gefunden, der sich vom alten AStA tyrannisiert fühlte. Ist die Gewaltenteilung in der Vertretung einer solch kleinen Gemeinschaft wirklich notwendig?

Der Vorschlag, wie er in der Aula geäußert wurde, ein verkleinertes Parlament, nur aus den Vorsitzenden und Referenten des AStA und wenigen Fachschaftsvertretern zu bilden, zeugte von wenig Sachkenntnis, denn das eben war ja der alte AStA. Während das Parlament etwa 30 Mann stark ist, zählte der alte AStA etwa halb so viel Köpfe. Etwa die Hälfte übernahm die Stellen im AStA und die übrigen versahen die Fachschaftsgeschäfte. Es besteht offenbar die irrtümliche Vorstellung, sollten in Zukunft nur die drei Vorsitzenden und sechs Referenten allein regieren.

Ein weiterer Plan sieht die zahlenmäßige Reduzierung der Parlamentssitzungen auf zwei im Semester vor. Ich meine, man sollte keine halben Entscheidungen treffen und nicht eine überflüssige Einrichtung nur der Form halber aufrechterhalten.

Schließlich sagte man, 2-3 Semester reichten nicht aus, um eine beurteilen zu können. Man darf nicht vergessen daß eine "Generationsdauer" an einer Universiät durchschnittlich etwa 2—3 Jahre beträgt, so daß das Parlament immerhin "eine halbe Generation" besteht. Es ist doch so, daß jedes Semester die Hälfte neu gewählt wird und immer die gleichen Fehler gemacht werden, so daß eine kontinuierliche Entwicklung nicht zu erwarten ist. Durch Wiedereinführung der alten ASTA-Satzung soll die Studentische Selbstverwaltung an unserer Universität arbeitsfähiger gestaltet und durch häufigeres Einberufen von Vollversammlungen die Mitarbeit weiterer Kreise erreicht werden. - Inzwischen hat man auch an anderen Universitäten, wie Herr Gruppe in der Aula mitteilte, schlechte Erfahrungen gemacht. Wir haben den Unternehmungsgeist besessen, dieses Experiment früh zu beginnen, wir sollten nun auch den Mut haben, aus dem Mißlingen die Konsequenzen zu ziehen!

Karl August Lapp

#### Wirtschaftsdemokratie

Den Aufsatz "Parlamentarische Wirtschaft" habe ich mit außerordentlichem Interesse gelesen. Den Vergleich des Bundeswirtschaftsratsplanes mit den Mussolinischen Korporationen halte ich für unbedingt richtig. Der gesamte Fragenkomplex ist für mich eindeutig ein Bestandteil der politischen Romantik. An einen Ausgleich des politischen Kräfteverhältnisses durch eine dritte Kammer glaube ich nicht. Die Hoffnung, daß sich ein Konflikt, wenn man ihn von der rein parlamentarischen Ebene auf eine an sich neutrale Basis schiebt, damit auch neutralisiert und in der Auseinandersetzung die Objektivität eine größere Rolle spiele, hat sich ja erst jüngst mit dem Streit um den EVG-Vertrag als absurd erwiesen.

Was nun den vorgesehenen Bundeswirtschaftsrat angeht, so Unternehmerverbände immer wieder schwerwiegende Bedenken gegen den Bundeswirtschaftsrat geltend gemacht, besonders gegen jene Form der Parität (hie Arbeitgeber, hie Arbeitnehmer) wie sie der Gewerkschaftsbund vorsieht. Schließlich gab es ja schon einmal einen Reichswirtschaftsrat, und keiner der Leute, die an ihm mitgearbeitet haben, denkt auch nur im entferntesten daran, so etwas ähnliches wieder ins Leben zu rufen. Die ganze Sache war damals einfach ein Reinfall. Der Bundeswirtschaftsrat, der in dem Programm der CDU mitunter apostrophiert wird, hat nun außer dem Namen nichts gemein mit dem, was der DGB darunter versteht. Alle Fragen der "Wirtschaftsdemokratie" sind ausschließlich gewerkschaftliches Gedankengut. Kein Mensch, der jemals produzieren und verkaufen mußte, kann darin eine besondere Weisheit erblicken. Die Aufgabe der Wirtschaft ist, Güter zu erzeugen mit möglichst geringem Aufwand zu möglichst niedrigen Preisen. Die Aufgabe der Wirtschaft ist aber nicht, die so verhängnisvolle Entwicklung zum Wohlfahrtsstaat nun auch innerhalb des Betriebes vom Pro-duktionsbetrieb zum Wohlfahrtsbetrieb zu wiederholen. Wenn man sich sogenannte Unternehmerverbände ansieht, man finden, daß sie sich gar nicht ändern lassen. Dabei sind die Industrie- und Handelskammern natürlich nur bedingt Unternehmerorganisation. Ihre Aufgabe ist eine rein beratende gegen-über den Behörden und eine fördernde gegenüber der Wirtschaft. Was in dem System die Gewerkschaften wollen und wo für sie dort überhaupt Platz ist, vermag ich nicht einzusehen.

Ich habe eine hohe Meinung von den Aufgaben der Gewerkschaften und halte sie für die freie Wirtschaft für unbedingt notwendig, wie ich auch umgekehrt überzeugt bin, daß es außerhalb der freien Wirtschaft keine freien Gewerkschaften geben kann. Aber ich habe einen großen Horror vor dem politischen Machtanspruch der Gewerkschaften, in den die Paritätsgedanken samt und sonders hineingehören. Das Parlament wird die Gesetze machen. Die Kammern werden dafür Sorge tragen, daß sich die Wirtschaft in ihren Grenzen hält und sie dabei beraten und fördern. Die Gewerkschaften werden dafür sorgen, daß der Arbeiter einen angemessenen Lohn erhält, und sie werden hier als Tarifpartner die Arbeitgeberverbände haben und als Wettbewerbspartner in der Lösung der sozialen Frage die Fachverbände der Unternehmerschaft. Das Wirksamwerden jeder dieser Interessengruppen dort, wo allein das Allgemeinwohl entscheiden darf und soll, scheint mir außerordentlich unheilvoll. Außerdem krankt der Gedanke der dritten Kammer an einer maßlosen Überschätzung der Wirtschaft in ihrer Bedeutung für das mensch-Dr. Dieter Schäfer

# Ein Schildbürgerstreich?

Mit Interesse verfolge ich seit geraumer Zeit die Bemühungen der Studentenschaft Frankfurts, ein Heim zu schaffen. Das Vorhaben war alt, die Zeitungen berichteten laufend davon und mit Freude erfuhr man dann vom konkreten Beginn.

Wie dringend das Bedürfnis nach einem Studentenhaus ist, haben wir Frankfurter immer wieder erfahren müssen: verging doch kaum eine Woche, in der nicht Studenten vorsprachen und nach einem Zimmer, sei es auch nur nach einer bescheidenen Bude, Umschau hielten. Ein Fragen nach dem bisherigen Unterkommen ließ erschütternde Verhältnisse offenbar werden. Viele hausten wochenlang in Bunkern und unwürdigen Baracken, bis sie endlich, oft weit draußen in einem Vorort, eine bescheidene Schlafstelle fanden.

Von der Tatsache, daß gewissenlose Auch-Frankfurter ihren Studenten zu Wucherpreisen ein Zimmer vermieten, möchte ich schweigen. Wie ganz anders war doch die Lage zu meiner Zeit: vor 25 Jahren war das Zimmerangebot wesentlich größer als die Nachfrage. Der Vermieter war froh, wenn er über gute Beziehungen zum Studentenwerk verfügte und auf Grund dieser Tatsache immer wieder schnell neue Mieter fand. Dieses Überwiegen der Zimmerangebote spiegelte sich auch wieder in dem Verhältnis des Vermieters zum Studenten, nicht zum Nachteil des letzteren.

Darum war ich freudig berührt, als ich vor wenigen Monaten von der Restfinanzierung hörte, die unter der Bedingung er-folgte, daß eine im gesunden Verhältnis zum Kapitalaufwand stehender Wohnraum für die Studenten geschaffen werden sollte.

Wie sieht nun die Wirklichkeit aus? Hierüber gab mir in erschreckender Form ein Artikel des von mir stets mit Aufmerksamkeit gelesenen DISKUS Aufschluß (Nr. II/10).

Ich lese von Wohnraum für 130 (i. W. einhundertdreißig) Studenten, die vorwiegend in 2-Bettzimmern zu 10 m² unter-gebracht werden sollen. Ich muß mich berichtigen, — es handelt sich hier doch wohl nur um Schlafstellen, die man den künftigen

Bewohnern des Studentenhauses anbietet.

Nach den Plänen zur urteilen, dürfte der Gedanke der Wohnraumbeschaffung bei der Gesamtplanung des Hauses nur von nachgeordneter Bedeutung gewesen sein. Wer sind die Verantwortlichen? Kannten sie die Not der wohnungssuchenden Studenten nicht? Glauben sie im Ernst daran, daß der Gedanke der Pflege des studentischen Gemeinschaftslebens verwirklicht werden kann seine al. Student werden beson seine der Unterstelle der Verstelle der Verst den kann, solange der Student nur ein unbefriedigendes Unterkommen hat? Es wäre zu begrüßen, wenn die Initiatoren im DISKUS einmal ihre Beweggründe für ihre befremdende Entscheidung darlegen würden. Teilt man die Bausumme von 3 Millionen durch die erstellten Betten, so ergibt sich der bescheidene Betrag von 23 000,— DM je Bett! Ersparen wir uns den Vergleich mit dem schon ohnehin weit übersteuerten privaten Wohnen der Weiter und der Weiter der nungsbau, er wäre verheerend. Wie Herr Nunck im DISKUS schrieb, ging man von dem Leitgedanken aus, günstige Voraussetzungen für ein studentisches Gemeinschaftsleben zu schaffen. Welche eigenartige Vorstellungen haben aber die maßgebenden Herren davon gehabt? Soll es sich in Festsälen und überfüllten Mensaräumen enfalten?

Die für Festlichkeiten gut geeignete Aula wird m. W. nur ungenügend ausgenutzt und schon wird ein neuer Festsaal erbaut. Andererseits schafft man neben der im Keller des Hauptgebäudes liegenden Mensa eine weitere Kellermensa im Studentenhaus. Die täglich von der Mehrzahl der Studenten benutzten Speiseräume dürfen also weiter ihr Dasein unter Tage fristen, damit die gähnende Leere des Festsaales dem Passanten auf der Jügelstraße einen sichtbaren Ausdruck für den Raumüberfluß der

Universität vermitteln kann.

Man halte mir nicht entgegen, daß dem Planer nach zwei Richtungen hin die Hände gebunden waren. Gewiß mußte er nach der einen Seite den Forderungen des ersten Geldgebers genügen und Klubräume schaffen, zum andern mußte er dem Wohnbedürfnis entgegenkommen. Man hätte einen Kompromiß finden können, hat aber Extreme geschaffen. Man hätte m. E. den Bau doch wohl so projektieren können, daß er heute mehr das Wohnraumbedürfnis befriedigt, dafür aber in Zukunft dem Gemeinschaftsleben ohne grundlegenden Umbau nutzbar gemacht werden kann.

Karl Amedick, Gewerbeoberlehrer

An sich ist es sehr erfreulich, daß Herr Amedick nicht nur for= mell Freund und Förderer der Johann=Wolfgang=Goethe=Univer= sität, Frankfurt a. M., ist, sondern sich Sorgen um das Wohleergehen unserer Studentenschaft macht. Wir alle, sowohl die jährlich oder höchstens zweijährlich wechselnde Verwaltung und Repräsentierung der Universität, also der Rektor, der Senat und die Dekane der Fakultäten, als auch die Studentenschaft mit ihren Selbstverwaltungsorganen, bilden eine Gemeinschaft, die ihre Aufgaben und Ziele mit großer Begeisterung, aber auch Zähigkeit, zu verwirklichen sucht. Wir glauben, daß die Auffindung der Wege zur Erreichung unserer Ziele uns überlassen werden muß. Bei uns gibt es keine Behörde, die uns verwaltet, sondern wir verwalten uns selbst und dies bedeutet, daß wir die anze Verwaltung und die ganze unvermeidliche Bürokratie primat unserer geistigen Bestrebungen unterwerfen. Dieser Verwaltungsapparat existiert bei der kleinen, aber autonomen Republik derer, die sich dem Studium der wahren Zusammenhänge in dieser Welt verschrieben, nur soweit er wirklich unentbehrlich ist. Am liebsten hätten wir überhaupt keinen! Nun, das geht leider nicht. So tun wir noch mehr, wir unter= werfen uns ohne besondere Widerrede der Rechtsaufsicht der Regierung, damit uns nicht vorgeworfen wird, wir versuchten etwas Unrechtes zu tun. Damit ist unsere "Unselbständigkeit" aber auch völlig erschöpft. Wir, eine fest zusammengeschlossene Gemeinschaft von Professoren und Studenten, verwalten uns selbst. Wenn die Universität Frankfurt a. M. Besonderheiten besitzt, auf die sie stolz sein kann, so ist es in erster Linie diese innige Zusammengeschlossenheit und Verbundenheit des gesamten Körpers der Universität. Dies bedeutet, daß bei den wirklich wichtigen Ereignissen oder Problemen der Universität die Entscheidungen entsprechend den gemeinsamen Wünschen und Auffassungen aller Mitglieder der Universität getroffen werden. Natürlich tagen sonst je nach Tagesnotwendigkeiten die Gremien der ordentlichen Professoren, der Nichtordinarien, der übrigen Mitglieder des Lehrkörpers und der Organe der studentischen Selbstverwaltung getrennt, oder je nach den Ge-gebenheiten zusammen. Die wichtigen Fragen werden aber entschieden und die Entscheidungen verwirklicht, nachdem eine

Übereinstimmung der überwiegenden Mehrheit oder der Ge= samtheit der Universität festgestellt worden ist. Die Universität Frankfurt a. M. hat noch weitere Besonderheiten. Sie besitzt nämlich noch ein Kuratorium und den Großen Rat. Sowohl im Kuratorium als auch im Großen Rat ist der Lehrkörper der Universität nur wenig vertreten, dafür aber die ehemaligen Stif= ter der Universität, die Vertreter der Stadt und der Offentlichekeit. Diese Gremien stellen die Verbindung der Universität mit dem öffentlichen, sozialen, kulturellen, aber auch politischen Leben her. Auch sie haben wichtige Entscheidungen über das Geschehen in der Verwaltung der Universität zu treffen.

So ist es also nicht im entferntesten so, daß die wichtigen Entscheidungen an der Universität von einem einzigen "Leiter" oder einigen Personen getroffen werden können. Es sind so gut wie immer die Entscheidungen der gesamten Universität. Es ist dabei zu betonen, daß in dem Begriff die gesamte Universität, die junge Generation, die Studierenden, unter allen Umständen mit eingeschlossen sind.

Herr Amedick wird uns wohl glauben, daß die Überlegungen und entsprechenden Entscheidungen bezüglich des Studentenhauses für uns wichtig und ernst waren. Wir haben sehr viel dars über nachgedacht, was wir erreichen wollen und können. Aller-dings möchte ich von vorn herein sagen, daß sowohl bei den Studierenden als auch bei den zuständigen Gremien der Pro= fessoren nicht die Notwendigkeit, provisorische oder nichtprovi= sorische Schlafmöglichkeiten für die Studierenden zu schaffen (eine Schlafkaserne wäre dafür eine einfache und billige Lö-sung!), sondern die Erschließung der Problematik der Gestaltung und Be-Inhaltung des studentischen Lebens außerhalb der Hör-säle, damals zerstörte Räume und schmutzige Korridore, sowie der Kneipen der Großstadt im Vordergrund gestanden hat. Auch heute haben sich diese Probleme des Hochschullebens wenig ver= ändert. Natürlich sind wir alle der Meinung, daß die Studenten-wohnungen notwendig sind. Herr Amedick kann sich sehr leicht durch Einsehen der Gesamtpläne des Studentenhauses und Studentenheimes überzeugen, daß an diese Studentenwohnungen reichlich gedacht war. Er wird aber wahrscheinlich nach guter Überprüfung zugeben, daß die pädagogischen, kulturellen und sozialpolitischen Gesichtspunkte auf eine andere Richtung hin= deuten. Vor 4–5 Jahren, als wir uns die ersten Gedanken über die Notwendigkeit eines Studentenhauses machten, waren wir, trotz der damaligen entsetzlichen Wohnungsnot der Studenten, uns im Klaren, daß diese Notlage von Jahr zu Jahr mehr und mehr behoben wird. Die ganze Bevölkerung, nicht nur die Studenten, befand sich damals in dieser schrecklichen Notlage der Nachkriegszeit. Wir, Professoren und Studenten, aber auch die Vertreter der Regierung, der Stadtverwaltung und der Offent= lichkeit, in gleicher Weise auch die uns freundschaftlich gesinn= ten Kreise der Alliierten, sahen eine viel größere Notlage in der Zerrüttung und Gefährdung des geistigen Lebens und der geisti= gen Verfassung der Jugend. Eine schlechte Schlafmöglichkeit und eine ungeeignete Wohnung kann man, wenn auch mit gewissen Schäden, überstehen. Wenn aber 5½ Tausend junger Menschen, die durch ihre Haupttätigkeit auf geistige Probleme ausgerichtet sind und über die Berechtigung dieser Probleme sowie über die Möglichkeiten ihrer Lösung im praktischen Leben ringen, in die Straßen und Gassen einer Großstadt herausströmen, und dort sich selbst überlassen werden, so können daraus völlig irre= parable Schädigungen in der geistigen Struktur der kommenden Generationen entstehen. Die Behebung dieser Gefahr, soweit es irgendwie möglich ist, schien der gesamten Frankfurter Universität und den mit ihr verbundenen Kreisen, damals und auch heute noch, eine der allerwichtigsten Aufgaben in der Neugestaltung der deutschen Hochschulen zu sein. In bin voller Zuversicht, daß in sehr naher Zukunft die Wohnungsnot der Studenten behoben wird und daß die von vorne herein vorge= sehenen Wohnpavillons (allerdings keine Wohnkasernen und keine Studentenhotels) entstehen werden. Das jetzt geschaffene Studentenheim mit seinen 130 Insassen (es ist nur der erste Abschnitt des gesamten Studentenheimes) soll im übrigen nicht etwa der Schaffung von Schlafstellen, sondern auch der Verwirk= lichung der internationalen, aber auch der deutschen studen= tischen Studiengänge, verbunden mit einer Lebensgemeinschaft in dieser Zeit, dienen.

Bezüglich der neuen Mensa war Herr Amedick nicht hin= reichend orientiert. Auch die neue Mensa stellt ein dringendes Bedürfnis der Universität dar. Herr Amedick weiß offenbar nicht, daß die Universitäts=Mensa das "größte Restaurant" Frankfurts ist. Leider wird auch die neue Mensa, sogar zusam= men mit der alten, immer noch nicht voll ausreichen. So kann man Punkt für Punkt alle Fragen von Herrn Amedick durch= gehen und ihm zeigen, daß zwischen ihm und der Universität keine Meinungsverschiedenheiten vorhanden sind und daß an alle die ihn interessierenden Fragen gedacht worden war. Bezüglich der Vordringlichkeit und der zeitlichen Reihenfolge der Verwirklichung dieser Aufgaben sind wir allerdings etwas diffe-rierend. Es wird alles zur rechten Zeit kommen.

B. Rajewsky, Prorektor.



#### PETER NAACHER

Buchhandlung und

#### FRANKFURT AM MAIN

Bockenheimer Landstraße 133 bei der Universität

An dieser Stelle finden Sie immer wichtige Neuerscheinungen:

An dieser Stelle Inden Sie Innie.

Hahn, C. H., Der Schuman-Plan. Eine Untersuchung im bes. Hinblick auf die dtsch.-frz. Stahlindustrie, 1953, 158 S. Lw. DM 12,50

Hobart, D. M., Praxis der Marktforschung — Marketing Research

Practice — dtsch. v. Prof. Hundhausen, 1952, 511 S. Lw. DM 48,80

Rittershausen, Internat. Handels- und Devisenpolitik, 1952, 450 S.

Lw. DM 24,50

Lw. Wille, F., Plan- und Standardkostenrechnung, Leitfaden. 1952, 152 S. DM 7,60

kart.

Geiger, W., Gesetz über das Bundesverfassungsgericht, Kommentar, 1952, 493 S. Lw.

Lindgen, E., Bundesdisziplinarrecht, 1953. Loseblattausg. Grundwerk mit Lw.-Decke

DM 26,—

Vialon, K., Haushaltsrecht, system. Einführung. Übersicht über das Haushaltsrecht des Bundes, der Länder und Gemeinden, Kommentar, 1953, 668 S. Lw.

DM 29,—

Im Februar wird vorliegen:

Jahrbuch des öffentl. Rechts. Neue Folge Bd. 2, 1953, ca. 290 S.
DM 36,— Lw. ca. DM 36,—
Rössle, K., Allgem. Betriebswirtschaftslehre. Erw. Neuaufl. 1953,
Hlw. DM 9,50

#### mority ging zum Presseball ...

... auf Redaktionskarte und nachdem er sich für geliehene zehn Mark im Ausverkauf fünf Meter Faschingsstoff gekauft hatte. Daraus nähte sich moritz so etwas wie ein Kostüm und zählte sich, da er in der "Neuen Zeitung" las, daß der Universitäts- und Presseball "das gesellschaftliche Ereignis Frankfurts" sei, stolz zu den oberen Zehntausend.

Als moritz am 31. Januar die Kongreßhalle betrat, glaubte er zuerst, er hätte sich verlaufen. Der Saal erinnerte ihn irgendwie an Hörsaal, Vorlesung, Sachlichkeit und Wissenschaft. An den Tischen saßen vornehme Damen und Herren in Abendkleidern und schwarzen Anzügen, die sich nur im Flüsterton unterhielten und moritz' farbenprächtiges Kostüm mit strengen Blicken musterten. Eingeschüchtert setzte sich moritz auf den nächsten Stuhl und freute sich, daß die Kapelle Kurt Hohenberger gleich einen Boogie Woogie spielte. Und dann kam der Ansager. Der Ober, bei dem moritz eine Flasche Wein bestellen mußte, sagte aber Conferencier zu ihm und erzählte, es sei Fritz Lafontaine vom RIAS. Moritz hörte oft RIAS und hatte ihn eigentlich immer ganz gut gefunden. Moritz wunderte sich. Inzwischen war der Saal ziemlich voll geworden, und man sah auch viele Leute in Kostümen, so daß sich moritz nicht mehr so verloren vorkam zwischen den Abendkleidern und schwarzen Anzügen. Aber auch die kostümierten Leute machten ernste und gelangweilte Gesichter, und als der Conferencier gar nicht aufhören wollte, allerlei Dinge amerikanisch zu versteigern, wurden sie sogar ärgerlich und pfiffen. Moritz fand das nicht fein, aber er konnte es verstehen. Zwischendurch tanzten auch ein paar Damen und Herren vom Ballett der Städtischen Bühnen etwas vor, und moritz applaudierte jedesmal ganz laut, bis er merkte, daß die anderen Leute gar nicht mitklatschten. ,Vielleicht', dachte sich moritz, ,klatscht man auf gesellschaftlichen Ereignissen nicht so lange und laut' und beschloß, sich zurückzuhalten. Als dann aber ein Sänger auf die Bühne kam und etwas von zehntausend Talern sang - moritz hätte sie gerade zum Ultimo gut gebrauchen können — da fingen die Leute plötzlich an zu schreien und zu klatschen, obwohl das Lied noch gar nicht zu Ende war, und sie hörten überhaupt nicht mehr auf, bis der Sänger von der Bühne gegangen war. Und moritz wunderte sich wieder. Es war eben doch schwer, sich in richtiger Gesellschaft zu bewegen. Lustig wurde es bei der Kostümprämiierung. Eine dicke Indianerfrau und der Normalverbraucher 2053 gefielen moritz am besten, und

am meisten freute er sich, als sich Max und Moritz vorstellten. Es trat auch eine blonde Dame auf, die ein ganz kurzes Dirndl-Kostüm trug und etwas von Alm und Liab sang, was moritz, der nur hochdeutsch spricht, nicht verstand. Der Ober sagte, daß die Dame vom Film Dorit Kreysler heiße. Da erinnerte sich moritz wieder, sie einmal im Kino gesehen zu haben, aber das mußte schon ziemlich lange her sein. Ein freundlicher Herr, mit dem moritz getanzt hatte, lud moritz in die Bar ein. Dort gab es Sekt, und moritz zählte auf der Tanzfläche gleich drei Faruks mit rotem Fez, Sonnenbrille und angemaltem Schnurrbart. Moritz wollte sich gerade wieder einmal wundern, aber da erblickte er Se. Magnifizenz. Mit rotem Fez auf dem Haupte ... Moritz freute sich gleich sehr, daß außer den DISKUS-Vertretern noch jemand von der Universität da war, den er kannte, denn es sollte ja ein Universität- und Presseball sein.

Moritz, als treuer Chronist, blieb bis um halb sechs Uhr morgens. Dann war die Kapelle Joe Wick nicht mehr zu bewegen, weiterzuspielen, und moritz ging nach Hause, voll des süßen, des sehr süßen Weines (Jahrgang 1951) und ernster Gedanken über das Wesen von Universitäts- und Pressebällen und den gesellschaftlichen Ereignissen, die so oft so viel zu versprechen scheinen.

#### Altere Semester verließen den Saal

Jungens von der US-Army und Air Force waren nach Frankfurt gekommen, um in der Kongreßhalle einen Bunten Abend zu veranstalten, wie ihn Frankfurt noch nicht gesehen hat; ohne Gage, als Beitrag für die Tombola zum Wiederaufbau der Universität. Es ging dabei sehr unakademisch zu, auf der Bühne und im Saal.

Wie der MP-Gefreite Frank Baggett mit Keulen, Bällen und Sombreros herumjonglierte, das war sehenswert. Und wie er das machte: mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt, und selbst aus den Pannen machte er noch einen Gag!

Was der Oberfeldwebel Charles Malucco, genannt Blacky ob seines schwarzen Haares, in Melodie und Rhythmus auf der Mundharmonika bot, das war vielleicht die größte Nummer des Abends. Marie Patti im nylon-weißen Cocktailkleid, ansonsten Uniformträgerin im Signal Depot in Hanau, sang amerikanische Schlager: "Stormy Weather" und "Vagabond Shoes". Die Hillbilly-Sieben mit ihren Zupf- und Streichinstrumenten zeigten sich in der Tat als die "happy valley boys", die durch AFN auch bei



Prof. Dr. Lorey, der am 23. 1. 1953 seinen 80. Geburtstag begehen konnte, hat der Bundespräsident das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen.

deutschen Hörern so sehr beliebt sind. Ganz groß war auch die Tanz-Parodie auf den Broadway-Gangster und das Girl, das ihr zum Schluß killt.

In weiser Voraussicht hatte man die Jam-Session von Bill Ramsey, dem weißen Louis Armstrong, und seiner Band an das Ende des Programms gestellt: einige ältere Semester verließen bei der akustischen "Vierfrucht-Marmelade" fluchtartig den Saal Die jüngeren hingegen pfiffen auf den Fingern.

Fritz Lafontaine, einziger Deutscher bei der amerikanischen "Show", sorgte als Conférencier für Stimmung. Mit amerikanischem Tempo rollte das Programm ab. Das deutsche Publikum war hingerissen, ging mit, erklatschte und erpfiff sich manche Zugabe.

S. B.

# Diese Firmen waren maßgeblich am Bau des Studentenheimes beteiligt

# Gerüstbau Bachmann KG

Vorm. Vereinigte Gerüst-Bau u. Leih-Anstalten Lesser & Co.

Frankfurt am Main

Leerbachstraße 44 · Tel. 53714/58739

Erstellen Gerüste für jeden Zweck seit 1904

# Stahlrohr Gerüst-Bau u. Verleih Nachf. Bachmann & Co.

Frankfurt am Main Praunheimer Landstraße 80

Montage und Verleih von Stahlrohrgerüsten für Neu- und Umbauten etc.

# PHILIPP HOLZMANN

AKTIENGESELLSCHAFT / FRANKFURT (MAIN)



Augsburg, Berlin, Bielefeld, Bochum, Bonn, Bremen, Düsseldorf, Hamburg, Hannover Kiel, Koblenz, Köln, Mainz, Mannheim, München, Münster, Nürnberg, Stuttgart

TIEFBAU. HOCHBAU. STAHLBETONBAU STEINMETZBETRIEBE. ZIEGELEIEN

#### CARL LINK

Bauglaserei seit 1864

FRANKFURT AM MAIN • Eschersheimer Landstr. 5—7 Ruf 5 2483

CARL LINK, Glazing, New Rochelle, N.Y.

#### MatratzenallerArt

Stepp- und Daunendecken, Federbetten und -Kissen · Sonder-Anfertigungen und Aufarbeitungen

Vom Fachmann für den guten Schlaf

aus der Spezialfabrik



Fabrik: Hanauer Landstraße 417—419 Verkaufsstellen: Liebfrauenhof (Liebfrauenstr. 4), Bockenheim, Leipziger Str. 22



#### Gerhardt & Dielmann

Schreinerwerkstätten für Innenausbau

Frankfurt am Main-West 13 Ginnheimer Ldstr. 1 · Telefon 75114

Sah kürzlich einen dieser italienischen Filme ("Neo-Verismo") und hatte Vision, wie wir leben werden. Hauptsächlich nachts, improvisierte Räume, Ziegelsteine, schnelle Feuer aus Bretter-Abfall, weite zerfranste Jacketts, Schals, kleine Pistolen, zerbeultes Grammophon mit irgendwo aufgelesenem Konzert Bártoks für Saiteninstrumente, Schlagzeug und Celesta, und Ellingtons "East St. Louis Doodle Doo" (ein Neger geht nachts durch die Vorstadt von St. Louis und pfeift vor sich hin), Jerry, der Zehnjährige, steht Wache, und Lise rührt die beim letzten Überfall geholte Büchsenmilch an, für das saubere Fetzenbaby in der Ecke. Luxus: aus Bibliotheken, die man findet, holt man sich ein. zwei Sachen, Hemingways "Death in the Afternoon" und Huizingas "Herbst des Mittelalters" meinetwegen, das übrige bleibt liegen. Liebe: man erkennt sich mit ein paar Blicken, aber zart, das Schönste sind die dunklen Kastanienhaare von Topas und ihr Gesicht im Schein der Petroleumlampe, und mit ihr Hand in Hand spazieren gehen, die Kirche St. Julian-le-Pauvre betrachten, halbwegs stehengeblieben und anmutig zwischen der gerösteten Architektur. Im allgemeinen: Bündnis sensibler Charaktere mit harter Unterwelt-Intelligenz — ein schweigendes Freikorps der Anarchie. Vorbereitende Zellenbildung schon jetzt nötig. "Bedenkt das Dunkel und die große Kälte, in diesem Tale, das von Jammer schallt.

Ach, Odysseus, an den Mast gefesselt, den Liedern der Sirenen lauschend. Und wir, auf Odyssee durch das Jahrhundert, umtönt von den Klängen der das Herz zerfleischenden Ideologien. Erzverrat: sich losbinden lassen.

Am Mast bleiben, in der Nacht des Regens und der Pfiffe

Etwas Bier war verschüttet worden, es bildete einen Flecken auf der dunkelbraunen Tischplatte. Ich paßte auf, daß die "Rote Fahne", die ich las, nicht feucht wurde. "Paulanerbräu" stand an den Wänden. Die Genossen saßen auf den Wirtshausstühlen und unterhielten sich halblaut. Sie lauschten auf die Geräusche von der Straße.

Die Bierflecken gefielen mir nicht; sie hatten garnichts mit den sauberen Lenin- und Upton-Sinclair-Bänden zu tun, die ich mir jeden Monat kaufte, wenn ich etwas Geld verdient hatte. Es war bedrückend, hier zu sitzen und zu warten. Heini Suderland, der in jenen Tagen Pol-Leiter der KPD in Neuhausen war und zum Bezirkskomitee gehörte, hatte aufgehört, auf dem Klavier den "Roten Wedding" zu spielen. Mit seinen halbblinden Augen las er ein Schriftstück; er hielt es ganz nahe an sein Gesicht. Das Licht im Gasthaus "Volkartshof" war trüb. Die meisten Genossen trugen schlechte Kleider, aber sie hatten gute Köpfe, und jeder von ihnen war ein Charakter für sich. Ich hatte Lenins "Materialismus und Empiriokritizismus" gerade durch: alles war ganz klar: Bewegung war auch bloß Materie, und es gab keinen Gott. Nur die Bierflecken und das trübe Warten paßten nicht dazu.

Wenn die Türe aufging, kam ein Stoß kalter Luft in die Gaststube herein. Wir waren damals, im Beginn des Winters 1932/33, schon fast illegal. War ein halbes Jahr nach dem Tode meines Vaters in den Kommunistischen Jugendverband eingetreten. Hatte noch zu seinen Lebzeiten immer die von Münzenberg glänzend gemachte "Arbeiter-Illustrierte-Zeitung" unter meiner Matratze verborgen. Ich betrat den Boden des Kommunismus mit dem gespannten Entzücken dessen, der zum erstenmal seinen Fuß auf einen jungfräulichen Kontinent setzt. Er bedeutete für mich das absolut Neue und Andere, und witternd sog ich das wilde Aroma von Leben ein, das mir half, mich aus meiner kleinbürgerlichen Umwelt zu befreien. Das Wort Revolution faszinierte mich. Mit der Schnelligkeit jähen Begreifens vollzog ich den Übertritt von den nationalistischen Doktrinen meines Vaters zu den Gedanken des Sozialismus, der Menschenliebe, der Befreiung der Unterdrückten, der Internationale und des militanten Defaitismus. Es begann, wie gesagt, mit der AJZ, die ich an den Zeitungsständen kaufte, und mit den Romanen Upton Sinclairs, die ich durch den Verlag bestellte, in dem ich als Lehrling arbeitete, nachdem ich aus dem Gymnasium ausgeschieden war. Sie tauchten meinen Geist in das Bad der Utopie; ich glaubte, daß man den Menschen durch rationale Willensakte ändern und so die Welt verbessern könne. Aber im Prozeß fortschreitender Erkundung des Geländes, in das ich eingedrungen war, begriff ich, wenn auch nur vage, die Oberflächlichkeit einer nichts als vernünftigen und mit dem Pathos der Humanität geladenen Begründung des Sozialismus, wie sie im Westen durch Liberale vom Schlage Rollands, Barbusses oder Sinclairs gegeben wurde. Dunkel erfaßte ich, was geschehen war, als Marx und Lenin, auf Hegel zurückgreifend, an die Stelle des mechanistischen Denkens das dialektische gesetzt hatten. Mein Bruder, auch konstitutionell ganz anders als ich, immer ein liebenswerter Romantiker und vertiefter Schwärmer, gewann sich damals die Formeln der Synthese von "Preußentum und Sozialismus", von deutschem und russischem Geist. Er gehörte zu jener aktivistischen Jugend, die jedes Wort des Karl Radek auswendig wußte und sich von der Tiefe des Vergleichs zu der Schärfe der Unbedingtheit wandte, in ihrer soziologischen Unkenntnis nicht vermutend, daß der Opportunismus der kleinbürgerlichen Massen aus den Formeln der äußersten Konsequenz schon die Schlagworte der billigsten Lösung herausspürte und inbe-

Ich aber war stolz auf meinen, die Unterscheidungen mit leidenschaftlicher Kälte treffenden Kopf. Machte damals

# Verschüttetes Bier

Von Alfred Andersch

Alfred Andersch, heute 38jährig, ist der Leiter des Nachtstudios im Hessischen Rundfunks und der Abteilung "Features" im Nordwestdeutschen Rundfunk, mehr aber noch ein unruhiger Geist, der nicht schreibt, weil die Leute unterhalten sein wollen, sondern weil sie schlafen und man sie aufwecken muß. Er ist also unzeitgemäß, wie sich auch an dem kürzlich, im Verlag der "Frankfurter Verlagsanstalt" erschienenen Buch "Die Kirschen der Freiheit" zeigt, das versucht, nachzuweisen, daß auch die Desertion berechtigt sei. Eine Probe aus diesem Buch folgt hier.

die einzige kommunistische Buchhandlung in München ausfindig, ein Lädchen in der Humboldtstraße, wo ich die zahlreichen theoretischen Werke der Dritten Internationale und ihre Zeitschriften auf Raten kaufte und meine ersten Bekanntschaften machte. Überzeugt zu werden brauchte ich nicht mehr, ich war es bereits. Ich ließ mir nur mein Denken bestätigen, indem ich mich in die trockenen Wirtschaftsuntersuchungen Vargas, in Bucharins "Dialektischen Materialismus" und in das Studium der Beschlüsse des Zentralkomitees vertiefte.

Ich wurde ein Funktionär. Mit achtzehn Jahren war ich, trotz meiner Herkunft als "kleinbürgerlicher Intellektueller" bereits Organisationsleiter des Kommunistischen Jugendverbandes von Südbayern.

Ich kann mich nicht mehr genau auf die Art von Hoffnung besinnen, die mich damals bewegt haben mag. Arbeitslos, wie Millionen in den Jahren der Weltwirtschaftskrise, war ich keinen Augenblick untätig. Mit meinem Genossen zusammen trat ich blaß aus dem Dunkel von Hinterzimmern, in denen wir Flugblätter vervielfältigt hatten, in die Wärme von Sommertagen. Unsere Konferenzen und Versammlungen dauerten lange, aber die Wirte, bei denen wir sie abhielten, machten uns keine Vorwürfe, wenn wir einen ganzen Tag lang nicht mehr bestellten als einen halben Liter Bier und dazu ein mitgebrachtes Brot aßen, denn auch sie waren von der Partei. Wieviel besser müssen unsere Reden und Debatten gewesen sein als die Realität, die wir schufen, denn es wurde immer dunkler um uns. Der Schatten, den die Flügel der Niederlage warfen, hatte uns schon erreicht. Oft ergriff mich in den Sitzungen der Bezirksleitung tiefe Melancholie. Ich betrachtete die Männer, die, praktische Maßnahmen des Tages besprechend — Versammlungen, Demonstrationen, Streit-Agitation, Flugblätter — immer wieder scharfsinnige und tiefe Definitionen der Lage entwickelten. Aber ich besitze nicht die Gabe des zweiten Gesichts, sonst hätte ich den Proletarier-Tod gesehen, den der tuberkulöse Stadtrat Josef Huber, ein früherer Schuster, nach schweren Hustenstößen in ein Fläschehen spuckte; oder den Geisel- und Rache-Tod, der den einstigen Metalldreher und jetzigen Parteisekretär Josef Götz in die Arrestzellen von Dachau führen würde, als der Leiter der Partei, Hans Beimler, aus dem Lager geflüchtet war. Der aber saß mit seinem harten Schlossergesicht unter uns und ahnte ebensowenig wie ich von dem Soldaten- und Revolutionärs-Tod, der ihn einige Jahre später als Kommandeur der Brigade Thälmann in Madrid holen würde, in der Geschoßgarbe eines marokkanischen Maschinengewehrs. So saßen wir auf den harten Stühlen des Parteibüros in einem elenden Hinterhaus in der Ringseisstraße in München und sprachen mit ruhigen, betont leidenschaftslosen Stimmen zueinander, in einem Jargon, den kaum sonst jemand verstand, der aber von der brennenden Kälte der Abstraktion förmlich barst, und die typusbildende Macht Lenins hatte uns ergriffen. Denn die kleine, versprengte Partei in der bayrischen Diaspora, fern von den Kämpfen in der Berliner Zentrale, war in sehr reiner Form eine Partei Lenins geblieben.

So begegnete ich mit siebzehn Jahren den Arbeitern, und die Geistesmacht, die sie ausstrahlten, läßt mich blitzartig an die abgewetzte Lederjoppe Hans Beimlers denken, wenn ich heutzutage einen Kaufmann in zweireihigem Anzug und mit einem Teiggesicht das, was er Gedanken nennt, träge zwischen seinen Zähnen zerkauen sehe.

Aber was dann kam, war nicht die Revolution. Mit aufgerissenen Augen starrten wir der Niederlage in den dunklen Schlangenblick. An jenem Abend warteten wir auf einen Aufmarsch, den die SA angekündigt hatte. Wir selbst unternahmen schon lange keine Demonstrationen mehr. Die kurzen, illegalen Stoß-Demonstrationen waren vom ZK als "sektiererisch" verboten worden. Ich wunderte mich deshalb, als der Gebhard Jiru mich antippte und fragte:

"Du, woll'n ma was mach'n?"

Ich verstand sogleich. Jiru, ein kleiner Tscheche, aber so bayerisch sprechend wie wir alle, glänzend geschult, schwarz, durchtrieben und lustig, war der politische Leiter des Jugendverbandes. Wir waren aufeinander eingespielt.

"Wir sollen doch nicht", antwortete ich.

"Ach geh, is doch eh schon wurscht", meinte er. Wir hielten es nicht mehr aus.

"Meinetwegen", sagte ich.

Wir verständigten flüsternd alle Jungens und die zwei oder drei Mädchen. Auf ein Zeichen rannten wir auf die Straße, formierten uns in Dreierreihen und marschierten durch ein paar Vorstadtstraßen. Wir trugen die rote Fahne mit uns und riefen Parolen wie: "Arbeiter, kämpft gegen die Notverordnungen!", "Hinein in die KPD, die Partei der

Arbeiterklasse!" und "Nieder mit den Hitlerfaschisten!" Nach ungefähr zehn Minuten hörten wir in der Ferne das Heulen der Überfallkommandos und stoben auseinander.

So sehe ich mich noch keuchend in irgendwelchen Hausgängen stehen. Die Erde hatte uns verschluckt, und die Polizei Brünings und Papens konnte niemand verhaften. Richtiger Umgang mit der Polizei gehört zum Training für die künftige Welt. Zweckmäßige Benutzung von Hauseingängen, Kenntnis der Anordnung von Fabrikhöfen, schattenhaftes Verschwinden in Treppenhäusern, Ausnutzen der Deckung durch Anlagen kann lebensnotwendig werden.

Aber als wir nach einer halben Stunde in die Wirtschaft zurückkehrten, sagte Suderland mit seiner dunklen Stimme vorwurfsvoll: "Hört's doch auf mit dem Schmarren!" Und er setzte hinzu: "Ihr habt's ja doch keine Massenbasis dabei!"

"Jedenfalls ham'ma bewies'n, daß mir noch da san", antwortete ihm der Gebhard Jiru.

"Aber ihr gefährdet's doch nur die Genossen", sagte Suderland matt, selbst nicht recht überzeugt. Wir schwiegen, da keiner da war, der hätte antworten können, daß die Gefahr nicht im Dunkel jener Straßen wartete, wo wir uns bewegten wie Tiere auf der Wildbahn. Auch Gebhard wußte die Antwort nicht, obwohl er später genau so in Dachau sterben würde wie der Genosse Suderland.

Dann saßen wir wieder herum und bestellten Bier. Wenn die SA uns angriff, würden wir kämpfen. Aber nur ganz wenige von uns hatten wirklich gekämpft, ich meine: physisch. Ich unterhielt mich mit Schmeller, einem Musikstudenten, über Hegelsche Dialektik. Die Formel These — Antithese — Synthese war ganz einfach zu begreifen. Man brauchte nur das Beispiel mit dem Ei heranzuziehen. Die Sprengung der Eierschalen war der bewaffnete Aufstand.

Plötzlich war es mir ziemlich klar, daß wir nie wieder so ruhig zusammensitzen würden in der Gaststube des "Volkartshof" mit ihren Paulanerbräu-Plakaten an den Wänden. Nie wieder würde Suderland die letzten Beschlüsse des Zentralkomitees erläutern und die Funktionäre, die reden konnten, aufstehen und das Wort ergreifen, einer nach dem anderen. Am Straßen-Ausschank holten Kinder das Bier in Krügen für das Abendessen. Während draußen der kalte, trockene Winterwind um die Ecken der Arbeitshäuser fuhr, las ich in den verschütteten Bierlachen die Nachricht von Tod und Einsamkeit. Aber ich wartete immer noch auf einen Boten, der laut verkündete, daß nun ernstgemacht würde.

In diesem Augenblick hörten wir draußen das Getrappel eiliger Schritte, und dann flog die Türe auf und Bertsch erschien in ihrem Rahmen. Wir fuhren hoch, denn das Gesicht des langen Hans Bertsch war völlig von Blut überströmt, und er schrie: "Die SA!" Er hatte eine Kopfwunde, und das Blut floß ihm über seinen abgeschabten grauen Wintermantel. Bischoff, der schon viel Bier getrunken hatte, – es hieß, er sei der Leiter des verbotenen Roten Frontkämpferbundes —, brüllte: "Mir nach!" Einige zogen Stahlruten und Schlagringe aus ihren Jacken und drängten mit ihm auf die Straße, obgleich Suderland schrie: "Ihr bleibt da!" Bertsch indessen stützte sich mühsam auf die Theke. Er war kalkweiß und blutrot im Gesicht, ein Metallarbeiter, der seit zwei Jahren stempelte, und das Gasthaus war dunkel, trüb, eine Münchner Arbeiterwirtschaft, Zellenlokal der KPD, mit Bierflecken auf den Tischen.

Ehe wir Bertsch beisprangen, ging sein Blick durch uns hindurch und brach sich an den Fenstern, hinter denen sich die Dämmerung durch die Straßen der Jahre wand. Es war der gleiche Blick, den ich an meinem Vater beobachtet hatte, als er, auf seine Krücken gestützt, eine Weile unschlüssig vor der Haustüre stand, ehe er zusammenbrach.

Machte ich Ausbruchversuche, wie damals, als ich meinen Vater und Neuhausen nicht mehr ertrug? Arbeitete manchmal im Vertrieb der Kommunistischen Zeitung und bekam etwas Geld dafür. Gab es meiner Mutter, aber behielt doch zwei, drei Mark für mich, packte den Rucksack und setzte mich aufs Fahrrad. Zum Beispiel Kesselbergstraße. War man oben, lag der Walchensee vor einem, blaugrün, und dahinter die vordere Karwendelkette. Fuhr weiter, an der hellgrün und weiß schäumenden Isar entlang, über Wallgau die riesigen Kalkmauern des Gebirges, unerträglich blitzend unter dem kochend blauen Himmel. Fuhr solche Touren immer allein und ahnte die Möglichkeiten des Lebens, wußte, daß hinter dem Leben, das ich im Augenblick lebte, noch tausend andere Leben auf mich warteten. Kam nach Mittenwald, das war rosaschattig im Abend, geigenverhangen, glühend die Bergwand, die aus der Wiese stieg. Schlief dort und ging am nächsten Morgen durch den Wald steil hoch, siebzehn Jahre alt, kam aus dem Wald heraus, auf die Geröllhalden der westlichen Karwendelspitze. Wie lange lebte man denn? Dreißig, fünfzig, siebzig Jahre vielleicht. Mußte in dieser Zeit den Dschungel gesehen haben, die Wüste, die Kette des Himalaja, von Darjeeling aus, und die Türme von Manhattan. Wozu war einem sonst die Welt gegeben? Setzte mich auf einen grauen Stein und sah ins bayerische Tal hinab, aus dem sich die Schatten der Berge zurückzogen. Nichts war zu hören als die Rufe einer frühen Seilschaft aus den Wänden der Zwölferspitze. Fortgehen, dachte ich, immer weiter gehen, alles zurücklassen, neue Berge, Ebenen, und die nie erblickte See.

Aber in der Nacht fuhr ich, die weiße, mondbeschienene Mauer des Gebirges im Rücken, nach München und zur Partei zurück.

# Ein Bürger

Schon bei der Nennung von Kierkegaards Namen ist es schwer, Ruhm und Mißverständnis voneinander zu trennen. Die alte Auflage ist vergriffen, geradezu verschollen. Von Kafka, dem Nachfolger im Tagesruhm, besitzen wir wenigstens eine irreführende Vorstellung, nachdem soviel Biographisches von ihm offeriert wurde. Wirklich schlimm dagegen stehts mit Karl Kraus. Auch seinen Namen umgibt ein immer breiteres Erschauern; allgemein bekannt ist schon das Verbrechen der Literargeschichtler, ihn sei's zu ignorieren, sei's falsch zu beurteilen; aber ihn kennenzulernen, ist heute beinah so schwer wie zu seinen Lebzeiten. Der seit den "Meistersingern" spätestens empfundenen Notwendigkeit, deutsche Meister zu finden, die man ehren könnte, entrann er damals leicht, weil sein sichtbares, diffamierendes Metier war, Vortragsabende zu veranstalten, auf denen er nicht so viel zelebrierte als vielmehr zum Besten gab: Offenbach vor allem, dazu Nestroys Possen und auch eigene Sachen, die das Publikum jubelnd entgegennahm, als Zugnummern, ähnlich wie die Couplets der "Großherzogin von Gerolstein" oder der "Schönen Helena".

Die Strahlenbrechung der Jahrzehnte verändert langsam sein Bild. Ein neuer Aspekt erscheint: der religiöse Mensch, der tief Leidende und zart Liebende; täglich müssen wir zittern, daß ein Lobsinger ihm anhängt, er sei ein Sprachwart gewesen; aber daß er, als Verfasser des wieder aufgelegten Marsschauspiels "Die letzten Tage der Menschheit", ein Warner, ja Seher war, und also eigentlich unser und nicht seiner Zeitgenossen Meister, steht schon fest. In den Büchern, die seine Freunde und Nachlaßverwalter neu oder zum ersten Mal herausgaben: Die letzten Tage der Menschheit;1) Die dritte Walpurgisnacht;2) Ausgewählte Gedichte<sup>3</sup>) und "Verschollene und Vergessene: Karl Kraus"4), wird er so uns vorgestellt — "wie die Alten den Tod gebildet": als eine trauernde edle Gestalt, welche "Die Fackel" in den Boden stößt und sie auslöscht

Wie hier die unverständliche Schreibweise das Erhabne des ehrwürdigen Beispiels gegen ein Rätsel vertauscht, so entzog sich Karl Kraus jeweils der Versuchung, in der Pose zu erstarren. Als ein Denkmal wird die Figur kaum zu bezeichnen sein, in der er sich dargestellt hat, in den "Letzten Tagen der Menschheit": "der Nörgler" ist der eigentliche Widerpart aller Denkmäler, und zunächst von dem Mann in Eisen, dem österreichischen Filialmonument unseres "Eisernen Hindenburg", in den während des 1. Weltkriegs große und kleine Kinder Nägel einschlugen als Lohn für die ebendort abgelieferte Waffenspende. Ferro perennius, ein zäherer Durchhalter als jene Vorschußdenkmäler erweist sich der Nörgler, der dem Patrioten in unermüdlichen Unterhaltungen nachweist, wer auf Seiten des Geschäftsenthusiasmus steht und fällt, und wer bei der verzweifelten Einsicht länger es aushält.

Aber wer ist der Nörgler? Bevor noch der nächste Weltkrieg begann, aber schon in den ersten Augenblicken seiner planmäßigen Vorbereitung, im Jahre 1933, wurde ihm vorweg Reichsacht erklärt unter einem neuen Namen, der seinem Menschsein absagte: Meckerer. Nachträglich wird nun klar, wer der Nörgler eigentlich gewesen ist. Es war der Bürger.

In die Geschichte, gar die Literaturgeschichte, pflegt dieser nur einzugehen als der willige Untertan oder der weiten Sicht, auf Interessen wie auf historische Gebote, Unfähige. Das Lied von der Glocke ist seine Apotheose, und aus keiner Geschichtsschreibung der Revolution von 1848 erhellt, warum die Bürger im Vormärz so ungeduldig geworden waren. Eine spätere Antithese, die von Bourgeoisie und Proletariat, hat vergessen lassen, daß die ältere, von Bürger und Obrigkeit, niemals zum abschließenden Austrag gelangt war; solange das aber nicht geschah, war seine Humanität fragwürdig, und je mehr diese Antithese der Opportunität inner- oder außenpolitischer Fusionen geopfert worden ist, desto ohnmächtiger und unwichtiger ist die Rolle geworden, die das Bürgertum in Mitteleuropa

Der Bürger, das war die Privatperson, die sich selbst als Maßstab des Menschlichen zu nehmen wagt, die am Mißverhältnis zur Welt erkennt, was an dieser unmenschlich ist. So nehmen "Die letzten Tage der Menschheit" die Wirklichkeit für bare Münze und zahlens ihr heim. Kein Wort ist in diesem Drama von Hoch und Niedrig gesprochen, das nicht belegt wäre. Der Kammerdienerperspektive ziehen darum die Konservativen das Buch, in dem das Höhere nicht zu seinem Recht käme - als ob nicht die Spiegelungen dieses Höheren in den Niederungen genauestens den Spuren des Niedrigsten bei den Höchsten Herrschaften entsprächen! Und doch haben sie in einem geheimen Sinn Recht behalten; anders freilich, als sie es hätten wahrhaben wollen. Denn das Buch ist heute altmodisch, eben weil das Höhere in ihm noch wahrnehmbar ist, und sei's auch nur durch den Schrecken, daß es verschwindet. Karl Kraus arbeitete mit den altertümlichen Geräten des Redakteurs - Notizblock, Schere, geschärftem Gehör. Aber gleichgültig ob man heute noch Zeitungen zitieren wollte, wie ers mit entlarvender Treffsicherheit tat, oder ob man das Mikrophon blind wandern und seine Indiskretionen auf Band übertragen läßt: das gehäufte Material ist kaum noch als absurd wahrzunehmen, geschweige denn, daß jemand sich noch bereitfände, eine Vernunft als Instanz anzuerkennen, die so weit schon vom Normalen entfernt liegt.

Daß es aber zu dieser Vernunft seit langem nur eine Fernverbindung gibt, und daß es darum so schwer ist, zu begreifen, in wie fern das Normale heute unter der Konstellation des Verhängnisses steht, das ließe sich an Karl Kraus' Werk vielleicht begreifen. Mit Händen greifen im letzten, jüngst veröffentlichten, der "Dritten Walpurgisnacht", will besagen der Mephistophelei des Dritten Reichs. Sie beginnt mit dem Satz: "Mir fällt zu Hitler nichts ein". Es klingt wie die Bankrotterklärung eines Conférenciers; und ist doch nur das Geständnis, das Kraus für sein Zeitalter tat, da dies den Mut nicht aufbrachte, zu bekennen, daß dies Ereignis alle Phantasie überstieg, weil damit die aus Phantasieproduktion gegründeten Industrien ihre Unterlegenheit eingestanden hätten, die ihnen Goebbels obendrein in Abständen demonstrierte. Keine Rede, daß dies eine Abrechnung mit Hitler wäre. 1934 wurde es niedergeschrieben, und die Albernheit solchen Gewäschzettels ermißt sich daran, ob die Schrift, damals publiziert, den Untaten hätte Widerstand leisten können. Aber eine Nachrechnung, ist es eine antiseptische Behandlung der offenen Stellen in unserm Gedächtnis, damit sich nicht von neuem ein Wundfieber darin bilde.

Ein anderes Stück Fernverbindung der Vernunft, 1918 geschrieben, äußert sich in den Sätzen:

Die Phantasie hat ein Surrogat an der Technik gefunden; die Technik ist ein Surrogat, für das es keines gibt... Denn die technischen Dinge hängen mit dem Geist so zusammen, daß eine Leere entsteht, weil sie da sind, und ein Vakuum, wenn sie nicht da sind. Was sich innerhalb der Zeit begibt, ist das unentbehrliche Nichts. (Zitiert nach "Verschollene und Vergessene", p. 69.)

Über dem letzten Wort sollte es nicht zu einer vorschnellen Genealogie unserer neueren Existenzphilosophen kommen. Was Kraus von ihnen allen unterschied, war die Erfahrung der Sprache. Anders als den falschen Privatier Heidegger hat sie ihn als das öffentliche Haus des Seins empfangen. Man wird sagen dürfen, daß er sie als ein solches retten wollte, im Kampf gegen die Zuhälter und Bonvivants der Presse, welche die Prostitution der Sprache zum allgemeinsten, nichts achtenden Verschleiß trieben, "Not kann jeden Mann zum Journalisten machen, aber nicht jede Frau zur Prostituierten" - und erfahren wie keiner vor ihm in der ewigen Flucht des Worts vor dem Ding, das es befruchtet hat, des Gedankens vor der Banalität, die zurückblieb, wo sie der Form nicht zu willen war.

Still wie um die Einrichtung selbst soll es anscheinend auch um Karl Kraus' frühen Kampf für die Prostitution und das bedeutet, seltsamerweise: gegen die Unsittlich keit der öffentlichen Ordnung werden. Die angeführter Bücher jedenfalls scheinen ad usum Delpini ausgewähl und vermeiden die Bekanntschaft mit den berühmten Stücken aus der Zeit vor dem 1. Weltkrieg, wie der "Chi nesischen Mauer", "Prozeß Veith" und anderen, die also nicht einmal unter der Maske des Kulturdokuments die Jahrhundertwende dekorieren dürfen. Hier geht die Pietät der autorisierten Freunde gemächlich in Fälschung über So wie die Auswahl der Gedichte das gegen Stefan George gerichtete eskamotiert, das gleichwohl zu den großartigster und auch in die sorgfältige Wahl gehört, die den Satyr und Satiriker Kraus aus dem Spiel lassen möchte — so beherrscht das Bändchen der Mainzer Akademie ein Bestreben, Ewig keitswerte zu bieten, Vergessenes dem Vergessen zu über lassen und den Feuerschein der Fackel, der vor vierzig und fünfzig Jahren die lichtscheuen Elemente aus Kultur und Lebewelt, vor deißig Jahren die großen Erpresser und von zwanzig Jahren die nachtblind gewordenen Sozialisten Österreichs aus ihren Schlupfwinkeln, Cafés, Redaktionsstuben und Ateliers trieb, nicht wieder anzublasen.

"Die Fackel" war der Name der kleinen, rotgehefteten Zeitschrift, die Karl Kraus von 1897 bis 1934 in unregelmäßigen Abständen schrieb und veröffentlichte.

Olf Brahsegel

Die letzten Tage der Menschheit, Pegasus Verlag, Zürich.
 Die Dritte Walpurgisnacht, Kösel Verlag, München 1952.
 Ausgewählte Gedichte, Oprecht Verlag, Zürich und New York 1939.

Dokumente und Selbstzeugnisse, Pegasus Verlag, Zürich. "Verschollene und Vergessene", Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Schriftenreihe der Klasse Literatur. Franz Steiner Verlag, Wiesbaden 1952.

noch nicht einmal nachgewiesen worden, daß sie fälschlich

### Das Ehrenkreuz

Von Karl Kraus

In Österreich gibt es für junge Mädchen, die sich dem Laster in die Arme werfen, eine Klimax der Strafbarkeit. Man unterscheidet Mädchen, die sich der unbefugten Ausübung der Prostitution schuldig machen, Mädchen, die fälschlich angeben, daß sie unter sittenpolizeilicher Kontrolle stehen, und schließlich Mädchen, die zwar zur Ausübung der Prostitution, jedoch nicht zur Tragung eines Ehrenkreuzes befugt sind. Diese Einteilung wirkt auf den ersten Blick verwirrend, entspricht aber durchaus den tatsächlichen Verhältnissen. Ein Mädchen, das einem Detektiv bedenklich schien - nichts scheint einem Detektiv bedenklicher als ein Mädchen —, gab an, sie stehe unter sittenpolizeilicher Kontrolle. Sie hatte sich nur einen Scherz erlaubt; aber man ging der Sache nach. Da sich ihre Angabe als unrichtig herausstellte, wurde sie wegen unbefugter Ausübung der Prostitution in polizeiliche Untersuchung gezogen. Da sich aber auch dieser Verdacht als ungerechtfertigt erwies und sich demnach heraustellte, daß das Mädchen überhaupt keine Prostitution ausübe, so erhob die Staatsanwaltschaft die Anklage wegen Falschmeldung. Das Mädchen hatte sich, wie es in der Anklage hieß, "gegenüber dem Detektiv eine soziale Stellung angemaßt, die ihr nicht zukam". Sie trieb weder erlaubte noch unerlaubte Prostitution, sie war also eine Schwindlerin, und nur weil sie bei der Verhandlung auf die Frage des Richters, was sie sich dabei gedacht habe, die Antwort gab: "Nichts", entging sie der Verurteilung. Um also zu rekapitulieren: Sie hatte behauptet, sie stehe unter sittenpolizeilicher Kontrolle. Weil dies eine Unwahrheit war, wurde sie unter dem Verdacht des unsittlichen Lebenswandels in Untersuchung gezogen. Sie konnte nun zwar beweisen, daß sie nicht unsittlich genug sei, um einen unsittlichen Lebenswandel zu führen, aber sie konnte doch wieder nicht beweisen, daß sie sittlich genug sei, um unter sittenpolizeilicher Kontrolle zu stehen. So blieb nichts übrig, als sie wegen Falschmeldung anzuklagen, wegen deren ja schließlich auch die Mörder in Österreich verurteilt werden, wenn man ihnen den Mord nicht beweisen kann. Jetzt gehen wir einen Schritt weiter. Wenn ein Mädchen zur Ausübung der Prostitution befugt ist, so könnte es vorkommen, daß sie es verschweigt und schwindelhafterweise angibt, sie sei zur Ausübung der Prostitution nicht befugt. Sie würde sich also einen unsittlichen Lebenswandel anmaßen, den sie nicht deshalb führt, weil sie dazu befugt ist, sondern den sie führt, wiewohl sie dazu nicht befugt ist, während sie in Wahrheit bloß befugt ist, einen unsittlichen Lebenswandel zu führen, den zu führen sie befugt ist. Solche Fälle kommen in der Praxis selten vor, und die Judikatur des Obersten Gerichtshofes ist schwankend. Am schwierigsten ist aber der Fall, der sich kürzlich in Wiener-Neustadt zugetragen hat. In einem dortigen Freudenhause lebt ein Mädchen, das zur Ausübung der Prostitution befugt ist und bisher noch keinen Anstand gehabt hat. Sie hat sich nie einen unsittlichen Lebenswandel angemaßt, den sie nicht führt, und es ist ihr angegeben hat, eine Prostitution nicht auszuüben, zu der sie befugt ist. Aber der Teufel reitet das bisher unbescholtene Mädchen, und sie geht eines Abends im Salon des Hauses mit einem Militärjubiläumsehrenkreuz an der Brust herum "Dadurch erregte sie bei den Gästen — —", ja was glaub man, hat sie dadurch bei den Gästen erregt? Nicht das, was man glaubt, sondern im Gegenteil: Ärgernis. Und wenn ein Freudenmädchen bei den Gästen eines Freudenhauses Är gernis erregt, dann ist es wohl höchste Zeit, daß die Staatsanwaltschaft einschreitet. Tatsächlich wurde das Mädchen wegen einer Erregung, zu der sie nicht befugt war, ange klagt. Der erste Richter sprach sie frei. Er sagte, das Militär jubiläumsehrenkreuz sei kein Orden und das Ärgernis se bloß ein solches Ärgernis, das von der Polizei zu ahnden sei. Damit gab er freilich zu, daß das Mädchen schuldig gewesen wäre, wenn sie etwa den Takowaorden getragen hätte. Es liegt nun zwar auf der Hand, daß das unbefugte Tragen eines Ordens vielleicht einen Journalisten, nie abe eine Prostituierte strafbar machen kann. In Wiener-Neustadt jedoch scheint die Frauenbewegung bereits derartige Fort schritte gemacht zu haben, daß man dort beide Geschlechter in gleichem Maße der Ordensstreberei für fähig hält. Immer hin sagte der erste Richter, ein Militärjubiläumsehrenkreuz sei kein Orden. Aber der Staatsanwalt war anderer Ansicht er berief, und das Landesgericht verurteilte die Angeklagte zu zwanzig Kronen Geldstrafe. Ein Militärjubiläumskreuz sagte das Landesgericht, sei als Ehrenzeichen jedem Orde gleichzustellen. Und als besonders erschwerend nahm de Gerichtshof "das Tragen des Kreuzes im Freudenhause" ar Als die Angeklagte gefragt wurde, was sie sich dabei gedach habe, gab sie zur Antwort: "Nichts". Aber diesmal nützte die Antwort nichts. Denn eher noch dürfte sich ein anstän diges Mädchen die Prostitution anmaßen als eine Prostituierte das Ehrenkreuz. Welche Entschuldigung hatte sie? Ein Zivilist, sagte sie, habe es ihr geschenkt. Er war nobel und gab ihr das Ehrenzeichen als Schandlohn. Aber dann hätte sie es eben in den Strumpf stecken sollen. Das Tragen eines Ehrenzeichens im Freudenhause steht nur dessen Gästen zu, und wenn sie dadurch das Ärgernis der Mädchen erregen sollten, so würden sich die Mädchen einer strafbaren Handlung schuldig machen. Gibt aber ein Gast einem Mädchen statt zwanzig Kronen ein Ehrenkreuz, so darf sie das Ehrenkreuz nicht tragen oder muß die zwanzig Kronen dem Gericht geben. Denn die Justiz ist eine Hure, die sich nicht blitzen läßt und selbst von der Armut den Schandlohn Februar 1909

Bestimmung führt die Frau dem ersten zu, Zufall dem besten, Wahl dem ersten besten.

Die schlecht verdrängte Sexualität hat manchen Haushalt ver wirrt: die gut verdrängte aber die Weltordnung.

Kriege und Geschäftsbücher werden mit Gott geführt.

Karl Krauf

# 5 Pfennig pro Fahrt

Das Frankfurter Studentenparlament hat auf seiner Sitzung vom 4. Februar mit überwiegender Mehrheit einen Kompromiß-vorschlag genemigt, der — unabhängig von der nicht ausgevorschlag genenmigt, der — unabnangig von der nicht ausgesprochenen Bereitschaft, die Tariferhöhung überhaupt zu sanktionieren — gegen Erwerb einer Sondermarke zu 1,— DM pro Monat (Formular im AStA-Zimmer) die Linienkarte werktags auch nach 21 Uhr gültig bleiben läßt und von der Zahlung des Nachtzuschlags von 0,15 DM nach 23.30 Uhr entbindet.

Ob nun mit dieser kleinen Ausnahme erhalten gebliebene Frankfurter Straßenbahntarif für Studenten tatsächlich relativ günstig ist und Frankfurt, verglichen mit anderen Hochschulstädten, an der Spitze der Sozialtarife liegt, sollen die nach-folgenden Zahlen erweisen. (Die Zahlen der beiden nach-stehenden Tabellen beruhen auf mündlichen Angaben der Straßenbahnverwaltung. Eine Gewähr für unbedingte Richtig-keit und Vollständigkeit kann vom Verfasser nicht übernommen

ntwicklung der Frankfurter Studententarife

Die	Elliwicklung der Flankfulter	Studententarn	e
Zei	t Art der Karte	Gültigkeitszeit	Preis in M
191	4 (Im Mai erster Studententarif)		
	26 Einzelfahrscheine	werktags	2,—
191	8 a) 26 Einzelfahrscheine	unbeschränkt	2,—
	b) Monatsstreckenkarte	werktags	5,10
191	9 Monatsstreckenkarte	werktags	7,—
- 192	0 a) 26 Einzelfahrscheine	unbeschränkt	4,—
	b) Monatsstreckenkarte	werktags	8,—
192	4 26 Einzelfahrscheine	unbeschränkt	3,—
193		unbeschränkt	1,20
193			
	Einzelfahrschein	unbeschränkt	0,10
193			
	Enzelfahrschein	unbeschränkt	
194		werktags	6,—
	b) Nach Vorlage der Streckenk		Air Supple
	Einzelfahrschein	unbeschränkt	
194		unbeschränkt	
194		unbeschränkt	
195		unbeschränkt	12,—
	b) Linienkarte		
	für 1—2 Linien	unbeschränkt	
	für 3 Linien	unbeschränkt	
1958	a) Monatsnetzkarte	unbeschränkt	12,—
	b) Linienkarte	werktags	
		bis 21 Uhr	5,—

Nach Erhebungen der Straßenbahn werden gegenwärtig von einem Linienkarteninhaber im Monat über 100 Fahrten gemacht und von den Netzkarteninhabern, soweit sie Studenten sind, wird die Straßenbahn durchschnittlich 270mal im Monat bestiegen. Das entspricht einem Einzelfahrpreis von 4,5 bis 5 Pfg., was knapp ein Fünftel der Selbstkosten der Straßenbahn deckt. Dabei kämpft die "Tram" noch um die Schließung ihrer Preis-Kosten-Schere; denn auf das Basisjahr 1938 bezogen lauten die Index-

> Materialpreise Löhne und Gehälter 170-175 % Tarifpreise 126 %

Die obigen Zahlen zeigen ferner die erhebliche prozentuale Verbilligung der Studentenkarten im Vergleich zum Normaltarif. 1914 betrug sie 25—50 % und hat sich dann laufend verbessert, bis sie heute rd. 86 % erreicht. Selbst wenn man die Studentennetzkarte der normalen Netzkarte gegenüberstellt, so ergibt sich immer noch eine Verbilligung von rd. <sup>2</sup>/<sub>3</sub>.

2. Vergleich der Straßenbahntarife für Studenten in folgenden

2. Vergleich der Straßenbahntarife für Studenten in folgenden Orten:

Berlin, Monatsstreckenkarte, unbeschränkt gültig, 6,— DM Bonn, 30 Streckenfahrscheine, unbeschränkt gültig, 3,— DM Darmstadt, Wochenstreckenkarte (2 Fahrten je Tag), werktags gültig, 0,84—2,40 DM je nach Entfernung

Monatsstreckenkarte, unbeschränkt gültig, 4,00—12,40 DM je nach Entfernung

Hannover, auf besonderen Ausweis innerhalb einer Stunde vor Beginn und einer Stunde nach Schluß der Vorlesung gültig, je Fahrt 15 Pfg.

Freiburg, keine Vergünstigung

Heidelberg, Wochenstreckenkarte, werktags gültig, 1,20—3,20 je nach Entfernung

Heidelberg, Wochenstreckenkarte, werktags gültig, 1,20—3,20 je nach Entfernung
Kiel, je Fahrt 15 Pfg.
Karlsruhe, Wochenkarte (2 Fahrten täglich), werktags gültig, 1,20—1,80 DM
je nach Entfernung
Köln, Wochenstreckenkarte, 2 Fahrten täglich bis 23.00 Uhr, werktags
gültig, 1,20 DM.
Entfernung
Mainz, Wochenstreckenkarte (2 Fahrten täglich), 1,10—3,— DM je nach
Marburg, Monatsstreckenkarte (für Trambahn), werktags gültig, 5,— DM
Monatsstreckenkarte (für Trambahn und Omnibus), werktags gültig,
7,— DM
München, Monatskarte (bis 22.00 Uhr), werktags gültig, für 1 Linie 6,— DM
jede weitere Linie 2,— DM
Stuttgart keine Vergünstigungen
Würzburg keine Vergünstigungen
Mit kleineren Universitätsstädten wie z. B. Marburg, wo sich

Mit kleineren Universitätsstädten wie z. B. Marburg, wo sich die geringen Entfernungen auch zu Fuß bewältigen lassen, ist Frankfurt schwer zu vergleichen; aber ein Blick auf München, Köln, Bonn und Hannover zeigt, wie relativ günstige Tarife für den Frankfurter Studenten, den im Durchschnitt die Einzelfahrt nur rd. 5 Pfg. kostet, in anderen Städten dagegen 10—15 Pfg., und dann noch zum Teil der Beschränkung auf Werktage und bestimmte Uhrzeiten unterliegt, was für die Frankfurter Netzkarte nicht gilt.

## Hochschulnachrichten

Die Würde eines Dr.-Ing. E. h. wurde von der Technischen Hochschule Darmstadt an Dipl.-Ing. Heinrich Thörner, Frankfurt, und Wilhelm Passavant, Michelbach, verliehen.
Prof. Dr. Karl-Heinz Kellwege wurde mit Urkunde vom 20. 11. 1952 zum ordentlichen Professor ernannt, auf den ordentlichen Lehrstuhl für Technische Physik in der Fakultät für Mathematik und Physik berufen und gleichzeitig zum Direktor des Instituts für Technische Physik ernannt.
Prof. Dr.-Ing, Ehrenreich Tröger wurde mit Urkunde vom 31. 10. 1952 unter Berufung in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit zum außerordentlichen Professor ernannt, auf den Lehrstuhl für Mineralogie berufen und gleichzeitig zum Direktor des Mineralogischen Instituts ernannt.
Prof. Heinrich Bartmann hat in einem engeren Wettbewerb, der vom Wiederaufbauministerium des Landes Nordrhein-Westfalen ausgeschrieben war, den 1. Preis für seinen Entwurf für das Haus der Landesvertretung Nordrhein-Westfalen erhalten.

Statistik des WS 1952/53

Statistik des WS 1952/53

Die Zahl der Studierenden an der Technischen Hochschule Darmstadt belief sich nach dem Stand von Ende November 1952 auf 3099. Neuimmatrikuliert wurden 564 Studierende.

#### Frankfurt

Zur Einweihung des internationalen Studentenhauses am 21. Februar dieses Jahres hat der Bundespräsident, Prof. Dr. Theodor Heuß, sein

dieses Jahres hat der Bundespräsident, Prof. Dr. Theodor Heuß, sein Erscheinen zugesagt.

Der außerplanmäßige Professor Dr. med. Walter Artelt ist auf den außerprlanmäßige Professor Dr. med. Alwin Hildebrachte der Medizin berufen worden. Pivatdozent Dr. med. Alwin Hildebrachte der Medizin berufen worden. Br. med. Karl Lenner that die venia legendi für Allgemeine Pathologie und Pathologische Anatomie erhalten.

An Dr. phil. Helmut Rahn wurde die venia legendi für klassische Philologie erteilt.

Dr. B. Brock amp von der Universität Münster/Westfalen erhielt einen Lehrauftrag für Angewandte Physik

Philologie erteilt.

Dr. B. Brockamp von der Universität Münster/Westfalen erhielt einen Lehrauftrag für Angewandte Physik.

Dr. Karl Hax von der Technischen Hochschule Darmstadt ist auf den ordentlichen Lehrstuhl für Betriebswirtschaftslehre) berufen worden.

Prof. Dr. Paul Flaskämper wurde zum Mitglied des Internationalen Statistischen Instituts gewählt.

Selbstverwaltung

Der AStA bittet uns, folgende Mitteilung im DISKUS zu veröffentlichen: Die Straßenbahntarife der Stadt Frankfurt für Schülerkarten sind auf Vor-



## BLUMEN

Ludwig

Bockenheimer Warte

Leipziger Str. 20

Tel. 78770

Mitglied der Fleurop-Interflora

stellung der Studentenschaft von der allgemeinen Tariferhöhung ausgenommen worden. Es konnte eine Kompromißlösung gefunden werden. Ein wesentlicher Anteil dieses Erfolges ist den Bemühungen der Frankfurter Hochschulgruppe des SDS zu verdanken.

Der AStA ernannte Frl. S c h m i d t zur 3. Vorsitzenden des Schnelldienstes. Der 1. und 2. Vorsitzende werden von den Schnelldienstlern selbst gewöhlt.

dienstes. Der 1. und 2. Vorsitzende werden von den Schnelldienstlern selbst gewählt.

Herr Gruppe und Herr Weber wurden vom AStA als Vertreter der Studentenschaft in den großen Bauausschuß gewählt.

Das Referat für Gesamtdeutsche Studentenfragen teilt mit:
Bei der Paketaktion zur Unterstützung bedürftiger Kommilitonen in der DDR wurden insgesamt 7 Pakete gespendet. Die Solidaritätssam nu ng während der Studentenvollversammlung ergab 80,— DM.

9000,— DM sollen als finanzielle Hilfe an etwa 50 Kommilitonen verteilt werden. Dieser Betrag wurde im Jahre 1952 von der Stude unt is chen Selbst hilfe durch Veranstaltungen und Sammlungen aufgebracht.

Da sich die Zahl der Hörer der philosophischen Fakultät in diesem Semester auf 977 erhöht hat, stehen der philosophischen Fakultät in diesem retwahl die nächsthöchste Stimmenzahl erhielt, ist als 7. Vertreterin der Fachschaft ins Parlament gekommen.

Das Studentenparlament zu. Frl. Bianca Schmitz, die bei der Wahl die nächsthöchste Stimmenzahl erhielt, ist als 7. Vertreterin der Fachschaft ins Parlament gekommen.

Das Studenten haus in Oberreifenberg soll bis zum Maj dieses Jahres bezugsfertig sein. Das mangelnde Interesse der Studenten an diesem Projekt ist bedauerlicherweise erheblich Schuld an dieser Verzögerung.

Die nächsten Parisfahrten sind für den 3. bis 10. März geplant. Die Kosten für Hin- und Rückfahrt werden wie bisher DM 36,— betragen.

Das Parlament hat Frl. Rennecke, Herrn Amann und Herrn H. Götz als Vertreter der Studentenschaft im "Kuratorium Studentenhaus" bestätigt.

H. Götz als haus" bestätigt.

#### Katholische Studentengemeinde

Semesterabschlußgottesdienst: So., den 22. 2., um 9.45 Uhr s. t., in

Semesterabschlußgottesdienst: So., den 22. 2., um 9.45 Uhr s. t., in St. Antonius, Savignystraße.

Weiter Gottesdienste: Jeden Sonntag, 8.45 Uhr Akad. Gottesdienst in St. Leonhard. — Dienstags, 7.00 Uhr Mediziner-Missa in der Rektoratskapelle des Städt. Krankenhauses. — Mittwochs, 7.20 Uhr, Gemeinschaftsmesse im St. Elisabeth-Frauenheim, Senkenberganlage 16. — Donnerstags, 19.15 Uhr, Gemeinschaftsmesse in St. Elisabeth am Kurfürstenplatz.

Fastnachtsabend (Kostümball): Rosenmontag, den 16. 2. im Parkhotel in Offenbach. Beginn: 20.11 Uhr.

Arbeitskreis: Offener Abend: Montag, den 23. 2., mu 19.30 Uhr, Brönnerstraße 24. — Arbeitsgem. in Zusammenarbeit mit der EV. Studentengem.: Dienstag, den 10. 2., um 20.00 Uhr, Reuterweg 34. — Sozialwissenschaftlicher Arbeitskreis: findet im Februar nicht statt. — Philosophische Arbeitsgemeinschaft: Samstag, 20.00 Uhr, Unterweg 10.

# Veranstaltungen der Evangelischen Studentengemeinde, Frankfurt am Main — Februar 1953

1. Hochschulabende: jeweils 19.00 Uhr c. t., Gemeindesaal der Christuskirche, Beethovenplatz. — Mittwoch, 11. Febr. "Die Vergebung der Sünden". — Mittwoch, 18. Febr. "Die Auferstehung des Fleisches und das ewige Leben".

Gottesdienste: Sonntag, 22. Febr., 9.45 Uhr, Kapelle, Gottesdienst zur Einweihung des Studentenhauses. — Sonntag, 25. Febr., 20.00 Uhr, Alte Nikolaikirche am Römerberg, Semesterabschlußgottesdienst.

#### Frankfurter Studentensport

Gleichzeitig mit den Kämpfen der Frankfurter Skivereine "Skiklub Taunus" und "Skigilde" um die Bezirksmeisterschaft fanden am 10. und 11. Januar auf dem Feldberg am Siegfriedschuß die Ausscheidungsläufe der Frankfurter Studenten für die deutschen Hochschulmeisterschaften in Oberammergau statt. In je zwei Durchgängen wurden die besten Leistungen im Abfahrtslauf (Samstag), Spezialslalom und in der alpinen Kombination (beides Sonntag) ermittelt.

(beides Sonntag) ermitteit.

Das Ergebnis: Spezialabfahrt: 1. Pepi Erben 2:17 Min.; 2. Rudi Brauner 2:35,7 Min.; 3. Harald Czermak 2:49,5 Min.; 4. Willi Warnick 2:52,1 Min.; Spezialslalom: 1. Pepi Erben 1:19,7 Min.; 2. Gerd Dilcher 1:44,9 Min.; 3. Rudi Brauner 2:05,6 Min.; 4. Gerhard Langbein 2:17,4 Min. — Alpine Kombination: Pepi Erben hatte zwar die beste Punktzahl, mußte aber, weil er ein Tor ausgelassen hatte, disqualifiziert werden. 1. Rudi Brauner



The British Centre

## "Die Brücke"

Frankfurt a. M., Friedrich Ebert-Str. 48 Tel. 3 22 86 u. 3 37 94

British Centre ist eine Einrichtung zur Förderung kultureller und geistiger Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland. Es umfaßt Bibliothek, Lesesaal, Vortrags- und Kinosaal.

Vorträge im Februar 1953:

Vorträge im Februar 1953:

Mittwoch. 4. Februar 53, 18 Uhr — mit Musikdarbietungen —: Mr Humphrey SEARLE, Dozent für Komposition am Royal College for Music, "Englische Musik im 20. Jahrhundert"

Freitag, 13. Februar 53, 20 Uhr: "Altenglische Hausmusik, II. Abend", Gambenkreis der Hochschule für Musik, Leitung Herr E. Molzahn Donnerstag, 19. Februar 53, 18 Uhr — mit Lichtbildern —: Herr Hans Maria WINGLER, Kunstkritiker "Kokoschka in England"

Montag, 23. Februar 53. Mr. F. L. Harris, M. A., Senior Resident Tutor, University College of the South West of England "Universities and the People"

Freitag, 27. Februar 53, 20 Uhr — mit Schallplatten: Herr Curt PRERAUER, Musikritiker, früh. Mitglied der Staatsoper Berlin "Musik in Australien"

lm Kino finden täglich um 14, 15  $^{\rm 1}/_{\rm 2},$  17 h im wöchentlichen Wechsel Vorführungen von Dokumentar- und Kulturfilmen statt.

Als regelmäßige Veranstaltungen sind Musikabende und "Play Readings" vorgesehen. Auskunft telefonisch oder am Empfangstisch erbeten.



# Gold Bollar Cigaretten

richtig-für richtige Kenner.

84, 73 Pkte.; 2. Gerd Dilcher 57, 64 Pkte.; 3. Harald Czermak 67, 78 Pkte.; 4. Willi Warnick 80, 52 Pkte.

An den Läufen um die deutsche Hochschulmeisterschaft werden teilnehmen: Pepi Erben, Gerd Dilcher, Harald Czermak, Rudi Brauner umd Herr Tengler, der wegen einer Fußverletzung an den Ausscheidungläufen nicht teilnehmen konnte.

Erika Meyer

#### Hallenhandball-Turnier

Hallenhandball-Turnier

Am 17. Januar trugen die Fakultäten der Universität, das Berufspädagogische Institut und der Akademische Turnerbund ein Hallenhandball-Turnier aus, bei dem folgende Ergebnisse erzielt wurden:
Gruppe 1: 1. B. P. I. 5:1 (Punkte), 13:5 (Tore); 2. Zahnmed. 4:2, 7:7;
3. Sportinstitut 3:3, 7:7; 4. A. T. B. 0:6, 6:13.
Gruppe 2: 1. Jur. 5:1, 9:5; 2. Wiso 3:3, 6:8; 3. Sportinstitut 2:4, 12:8;
4. Chemie 2:4, 8:12.
Entscheidung: B. P. I. — Jur. 5:4; Wiso — Zahnmed. 2:4.
Ergebnis: 1. B. P. I.; 2. Jur.; 3. Zahnmed.; 4. Wiso.
Der Turniersieger B. P. I. unterlag einer kombinierten Universitätsmannschaft mit 17:3 Toren.

# Gießen Justus Liebig-Hochschule Gießen

Justus Liebig-Hochschule Gießen

Zum 150. Geburtstag von Justus von Liebig wird von der Justus-Liebig-Hochschule zusammen mit der Gesellschaft Liebig-Museum und der Stadt Gießen eine Feier abgehalten werden. Den Festvortrag hält Nobelpreisträger Prof. A. F. B utenandt.

Dr. Ing. Karl Stöckmann wurde mit Wirkung vom 1. November 1952 auf den ordentlichen Lehrstuhl für Landmaschinenkunde in der Landwirtschaftlichen Fakultät berufen.

Prof. Dr. Krollpfeifer wurde zum Direktor des Chemischen Instituts bestellt und mit Wirkung vom 1. Oktober 1952 zum ordentlichen Professor der Chemie ernannt.

Dr. med. vet. Wemer Schäfer vom Max-Plank-Institut für Biochemie, in Tübingen, Abteilung Virusforschung, hat für das Fach "Mikrobiologie und Tierseuchenlehre" die venia legendi in der veterinärmedizinischen Fakultät erhalten.

Prof. Dr. Emil Tonutti wurde zum ördentlichen Professor ernannt. Prof. Dr. Herbert Haupt hat einen Lehrauftrag für Veterinär-Parasitologie, Bienenkunde und Bienenpathologie sowie die Leitung des Veterinär-Parasitologischen Instituts erhalten.

Dr. phil. Andreas Hock hat sich für das Fach "Physiologische Chemie und Tierernährung" in der Veterinärmedizinischen Fakultät habilitiert.

#### Selbstverwaltung

Der AStA hat einen Preis von DM 50,— für den besten Vorschlag zur Förderung des Studium generale an der Hochschule Gießen ausgesetzt. Die Studentenschaft der Gießener Hochschule beschloß, daß jeder Student DM —,30 für Studenten in Ostdeutschland spenden solle. Weihnachten wurden 39 Pakete in einem Gesamtwert von DM 400,— nach Berlin zu Verteilung an Kommilitonen aus der DDR gesandt.

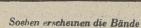


Auf der letzten Landesdelegiertenkonferenz der hessischen Hochschulen beschlossen alle AStA-Vertreter, bei den zuständigen Stellen dafür einzutreten, daß der Beitrag von DM 5,—, den jeder Student pro Semester für den "freiwilligen Sport" zahlt, auf die Hälfte gesenkt wird. Um diesem Betrag von DM 2,50 soll der Beitrag zur studentischen Krankenversicherung erhöht werden, damit ihre Leistungen verbessert werden können. Seit 1948 bemüht sich die studentische Selbstverwaltung, hier eine den Interessem aller Studenten entgegenkommende Lösung zu finden.

### Eingegangene Bücher

Dikreiter Verlagsgesellschaft, Freiburg i. Br. und Frankfurt am Main: Kurt Ziesel, Daniel in der Löwengrube, Roman. Fischer Bücherei, Frankfurt am Main und Hamburg: Henry Williamson, Salar der Lachs; Platon, Sokrates im Gespräch.





23. H. WILLIAMSON . . . Salar der Lachs

24. PLATON . . . . . . . . . . . . Sokrates im Gespräch Apologie · Kriton · Phaidon · Gastmahl Nachwort und Anmerkungen von Prof. Bruno Snell, Hamburg

25. H. v. HOFMANNSTHAL Reitergeschichte und andere Erzählungen und Autsätze

26. ALDOUS HUXLEY . . Schöne neue Welt

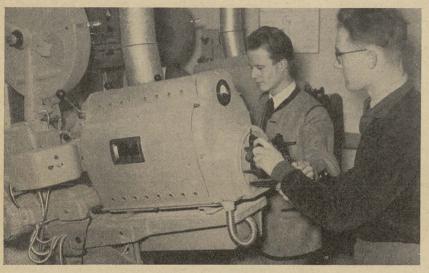
Jeder Band DM 1.90





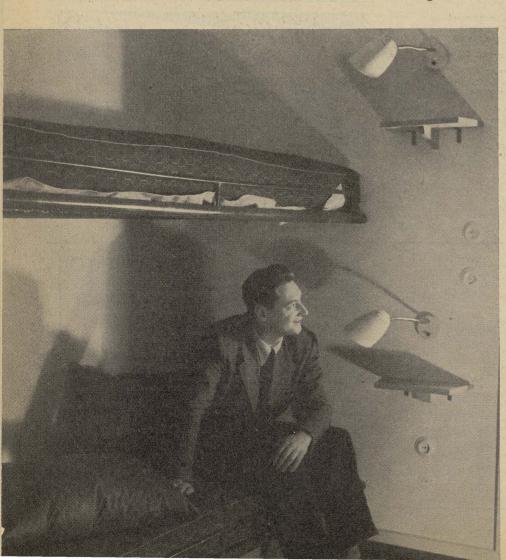
Das Studentenhaus der Frankfurter Universität ist fertig. Zum ersten Februar hatten 125 Studentinnen und Studenten ihrer Wirtin das Zimmer gekündigt. Am 31. Januar zogen sie mit Kisten, Koffern und Pappkartons ins neue Heim. Der Heimleiter Dr. Artur Henkel, nebenbei Privatdozent für Germanistik in Marburg (Bild oben links), legte zunächst eine Kartei der Bewohner an, ließ sie den Mietvertrag unterschreiben und kassierte die erste Monatsmiete von 25 Mark. — Wer noch nicht an der Reihe war, mußte in der Vorhalle zwischen Gepäckstapeln warten (links). Zur offiziellen Einweihung des Studentenhauses am 21. Februar wird Bundespräsident Theodor Heuss sprechen.

Die Leute vom Film-Studio sind zufrieden. Sie fanden die modernste Kinoeinrichtung im neuen Heim vor: zwei Projektoren für Normalfilm, einen für Schmalfilm und eine Mikrofonanlage, über die Schallplatten und Magnetofonbänder gespielt werden können (unten).



# FRANKFURTER STUDENTENHAUS

Nicht nur für die 125 Bewohner · Jeder Student hat Zutritt · Eine neue Mensa · Duschen und Wannenbäder im Keller · Tennisplätze im Hof? Theodor Heuss kommt zur Einweihung

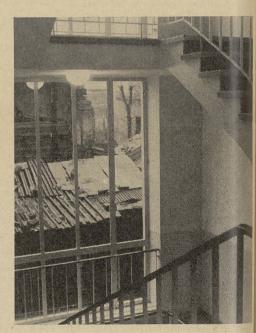




Die Aufenthaltsräume erhalten durch die hohen Fenster viel Licht. Sie sind mit modernen, farbigen Sesseln, Tischen in unterschiedlichen Formen und bunten Vorhängen ausgestattet. Der Eindruck: freundlich, behaglich, großzügig (Gesamtbaukosten für das Heim 3,6 Millionen Mark). Es fehlen nur noch Bilder end hohe Blumenvasen. Die Räume sind allen Studierenden der Universität zugänglich.



In der zweiten Etage ist der "Damenflur". Dort wohnen 30 Studentinnen. Roselyn Hutton aus Californien und ihrer deutschen Kollegin Hildegard Pfeiffer gefällt die neue Unterkunft.



Durch die Treppenfenster schaut man auf die Ruinen des Nachbarhauses. Nach der Bockenheime Warte zu liegt noch wüstes Trümmergelände. Dor soll noch ein Wohnflügel und — hoffentlich ball — Sportanlagen entstehen.



Die meisten Zimmer sind für zwei Bewohner eingerichtet, mit knapp 12 qm Fläche ein wenig eng (Bild links). Die zweistöckigen Betten dienen tags als Couch, die obere kann durch einen Handgriff heruntergeklappt werden. Jede Stube hat Zentralheizung und fließend warmes und kaltes Wasser. In zwei Küchen stehen 40 Gasflammen zur Selbstbedienung zur Verfügung

Der Innenhof des Studentenhauses: links of Kapelle (für Protestanten und Katholiken), in de Gebäudeflügel dahinter befindet sich der große Samit Bühne und 580 Plätzen, darunter die net Mensa. Rechts ein Teil des einen Wohnflüge (oben). Text und Fotos: Siegfried Birkste